

Gefördert vom



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend



Deutsches
Jugendinstitut

Ruth Wendt (geb. Festl)

Digitale Medien im Alltag von Familien

Forschung zu Kindern, Jugendlichen und Familien an der Schnittstelle von Wissenschaft, Politik und Fachpraxis

Das Deutsche Jugendinstitut e.V. (DJI) ist eines der größten sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitute Europas. Seit über 50 Jahren erforscht es die Lebenslagen von Kindern, Jugendlichen und Familien, berät Bund, Länder und Gemeinden und liefert wichtige Impulse für die Fachpraxis. Träger des 1963 gegründeten Instituts ist ein gemeinnütziger Verein mit Mitgliedern aus Politik, Wissenschaft, Verbänden und Einrichtungen der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe. Die Finanzierung erfolgt überwiegend aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und den Bundesländern. Weitere Zuwendungen erhält das DJI im Rahmen von Projektförderungen vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, der Europäischen Kommission, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Stiftungen und anderen Institutionen der Wissenschaftsförderung. Aktuell arbeiten und forschen mehr als 450 Mitarbeiter/innen (davon rund 280 Wissenschaftler/innen) an den beiden Standorten München und Halle (Saale).

Der vorliegende Band umfasst die Expertisen zum Neunten Familienbericht der Bundesregierung. Ihre Erstellung wurde vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert.

Der Sachverständigenkommission, die diese Expertisen herausgibt, gehörten folgende Mitglieder an: Prof. Dr. Helen Baykara-Krumme, Prof. Dr. Miriam Beblo, Prof. Dr. Nina Dethloff (stellv. Vorsitzende), Prof. Dr. Michaela Kreyenfeld, Prof. Dr. Axel Plünnecke, Prof. Dr. Reinhard Pollak und Prof. Dr. Sabine Walper (Vorsitzende).

In der Geschäftsstelle der Sachverständigenkommission am Deutschen Jugendinstitut e.V. wirkten mit: Dr. Janine Bernhardt, Leonie Kleinschrot, Dagmar Müller (Leitung), Meike Schüle-Tschersich, Dr. Johanna Schütz, Sonja Schußmüller sowie Annika Hudelmayer und Dennis Wolfram als wissenschaftliche Hilfskräfte.

Dieser Einzeldruck der Expertise ist ein seitengleicher Abdruck der Expertise aus dem Buch:

Sachverständigenkommission des Neunten Familienberichts (Hrsg.):

Eltern sein in Deutschland.

Materialien zum Neunten Familienbericht.

DJI Verlag: München 2021

© 2021 DJI Verlag Deutsches Jugendinstitut, München

ISBN: 978-3-87966-461-0

DOI: 10.36189/DJI232021 (Buch)

Herstellung: ^{prop}graph gmbH, München

Vorwort

Durch Beschluss des Deutschen Bundestages ist die Bundesregierung aufgefordert, dem Deutschen Bundestag in jeder zweiten Wahlperiode einen Bericht über die Lage der Familien in der Bundesrepublik Deutschland mit einer Stellungnahme der Bundesregierung vorzulegen.

Der Neunte Familienbericht „Eltern sein in Deutschland – Ansprüche, Anforderungen und Angebote bei wachsender Vielfalt. Empfehlungen für eine wirksame Politik für Familien“ wurde am 11. Juli 2018 mit der Einberufung einer aus sieben Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern interdisziplinär zusammengesetzten Sachverständigenkommission durch die Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend Franziska Giffey in Auftrag gegeben. Ziel des Neunten Familienberichts war es, mit einem Fokus auf Elternschaft ein allgemeines Thema der Familienpolitik aufzugreifen, eine umfassende Darstellung der Situation von Familien in Deutschland vorzulegen und Vorschläge für eine nachhaltige und zukunftsorientierte Familienpolitik zu erarbeiten. Der Neunte Familienbericht wurde am 3. März 2021 zusammen mit der Stellungnahme der Bundesregierung veröffentlicht.

Wie auch bei vorangegangenen Berichten war der Entstehungsprozess des Neunten Familienberichts nicht nur von intensiven kommissionsinternen Diskussionen geprägt, es wurde auch auf Fachkenntnisse externer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zurückgegriffen. Um das interdisziplinäre Thema Elternschaft in seiner ganzen Vielfalt zu beleuchten, wurden – neben Anhörungen und fachbezogenen Workshops – Expertisen zu Fragestellungen aus Forschungsgebieten und Disziplinen vergeben, welche durch die Kommission nicht repräsentiert wurden. Darüber hinaus wurden detaillierte Analysen von Kolleginnen am Deutschen Jugendinstitut – dem Sitz der Geschäftsstelle des Neunten Familienberichts – erarbeitet, die ebenfalls in den Neunten Familienbericht eingeflossen sind.

Die Kommission hat beschlossen, die Expertisen als Online-Publikationen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die einzelnen Beiträge, deren Inhalte ausschließlich von den Autorinnen und Autoren selbst verantwortet werden, können auf der DJI-Webseite der Geschäftsstelle des Neunten Familienberichts unter www.dji.de/9_familienbericht abgerufen werden.

Die Sachverständigenkommission dankt allen Autorinnen und Autoren der Expertisen für ihre wertvolle Unterstützung bei der Erstellung des Neunten Familienberichts.

München, im März 2021

Prof. Dr. Sabine Walper,
Vorsitzende der Sachverständigenkommission für den Neunten Familienbericht

Ruth Wendt (geb. Festl)

Digitale Medien im Alltag von Familien

1	Einleitung	538
2	Konzepte und Methoden	539
2.1	Mediensozialisation und Medienerziehung	539
2.2	Methoden	541
3	Digitale Medien als Begleiter des alltäglichen Familienlebens	542
3.1	Rolle und Funktionen von digitalen Medien im Alltag von Familien	542
3.2	Einflüsse von digitalen Medien auf die Familie und ihre Mitglieder	543
4	Digitale Medienerziehung in Familien	547
4.1	Strategien und Stile der digitalen Medienerziehung	548
4.2	Einflussfaktoren auf die digitale Medienerziehung	550
4.3	Einflüsse der digitalen Medienerziehung auf das Kind und die Familie	553
5	Zusammenfassung und zentrale Thesen	556
6	Literatur	562

1 Einleitung

Digitale Medien durchdringen heutzutage sämtliche Lebensbereiche und stellen unsere Gesellschaft vor zahlreiche neue Herausforderungen. Dies gilt für den politischen und ökonomischen Sektor, aber insbesondere auch für den sozialen Bereich, für die sozialen Beziehungen und die zwischenmenschlichen Kommunikationsstrukturen. Vor allem Kinder und Jugendliche erleben eine Mediatisierung ihres Alltags, in dem digitale Medien eine immer wichtigere Rolle einnehmen. Kinder zwischen 6 und 17 Jahren leben in Haushalten, die mittlerweile über eine annähernde Vollausrüstung bei Handys/Smartphones, Computern und Internetzugang verfügen. Auch viele Heranwachsende selbst besitzen eine Bandbreite an verschiedenen Medien, allen voran das Smartphone als Alltagsbegleiter schlechthin (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, 2016a; 2018). Die enorme Präsenz von digitalen Medien im Leben von Kindern und Jugendlichen beeinflusst nicht nur ihre eigenen Denkweisen und Verhaltensmuster, sondern stellt auch die sie umgebenden Personen und sozialen Kontexte vor neue Herausforderungen.

Insbesondere Eltern sehen sich der schwierigen Aufgabe gegenüber, ihren Kindern die umfassende Teilhabe an einer digitalen Gesellschaft zu ermöglichen, sie zur Ausschöpfung der damit einhergehenden Potentiale zu befähigen, aber sie gleichzeitig auch vor den Risiken und schädlichen Erfahrungen im Netz zu bewahren. Dieses Dilemma zeigt sich am Beispiel der Diskussion um Nutzungszeiten von digitalen Medien. Viele Eltern wünschen sich konkrete Vorgaben als Orientierung, wie viel tägliche Nutzungszeit normal, förderlich oder eben schädlich ist. Obwohl zumindest für jüngere Kinder entsprechende Vorgaben existieren (American Academy of Pediatrics, 2016), sind diese in der Wissenschaft umstritten. So argumentieren Befürworter einer Beschränkung von Bildschirmzeiten, dass eine exzessive Nutzung von Bildschirmmedien mit einem geringeren psychosozialen Wohlbefinden von Kindern und Jugendlichen einhergeht (z. B. Twenge, Martin & Campbell, 2018). Andere Forscher stellen diese Zusammenhänge in Frage und befürworten statt Nutzungsbeschränkungen Ansätze, welche die Autonomie der Heranwachsenden fördern (z. B. Przybylski & Weinstein, 2019). Sie betonen, dass entsprechende Empfehlungen und Restriktionen generell stärker vor dem Hintergrund der jeweiligen Lebenssituation der Familien sowie der genutzten Inhalte reflektiert werden müssen (Blum-Ross & Livingstone, 2016). So bieten Video-Chats beispielsweise wichtige Möglichkeiten den Kontakt zu entfernt lebenden Familienmitgliedern zu pflegen und werden, gerade von Eltern sehr kleiner Kinder, häufig als Ausnahme einer sonst eher restriktiven Medienerziehung betrachtet (McClure, Chentsova-Dutton, Barr, Holochwost & Gerrod Parrott, 2015).

Obwohl viele Eltern generell den Stellenwert von digitalen Medien im Leben ihrer Kinder wahrnehmen und auch anerkennen, hegen sie dennoch vielfältige Befürchtungen bezüglich deren Nutzung. Zusätzlich zu Fragen nach einem geeigneten zeitlichen Umfang und angemessener Inhalte, äußern Eltern beispielsweise Bedenken hinsichtlich eines ausreichenden Daten- und Persönlichkeitsschutzes ihrer Kinder im Internet. Außerdem befürchten sie bei intensiver Nutzung Einschränkungen in der Kreativität, sozialen Einbindung, schulischen Leistung und gesundheitlichen Entwicklung ihrer Kinder (Wagner, Eg-

ger & Schubert, 2016). Das medien-erzieherische Handeln von Eltern beschreibt demnach einen komplexen, herausfordernden Prozess aus Zugeständnissen zur kindlichen Autonomie und Bewahren vor schädlichen Einflüssen und Konsequenzen.

Der elterliche Einfluss auf die Mediensozialisation ihrer Kinder muss neben gezielten Maßnahmen der Medienerziehung jedoch auch vor dem Hintergrund eigener Nutzungsgewohnheiten und -präferenzen reflektiert werden. Im Sinne der sozialen Lerntheorie (Bandura, 1979) üben Eltern hinsichtlich ihrer Mediennutzung eine direkte Vorbildfunktion auf ihre Kinder aus. Doch ähnlich wie die kindliche Nutzung beeinflusst ihr eigenes Medienhandeln auch die alltäglichen Interaktionen innerhalb der Familie und somit die kindliche Entwicklung über Aspekte der Mediennutzung hinaus. Demnach erfordert eine Untersuchung von digitalen Medien im Alltag von Familien nicht nur den Fokus auf medien-erzieherische Maßnahmen, sondern auch den übergeordneten Blick auf die Mediensozialisation aller Familienmitglieder und deren Auswirkungen auf das alltägliche Familienleben.

Im Rahmen der Expertise werden zunächst die zugrundeliegenden Konzepte und zentralen Methoden der bisherigen Forschung erläutert. Im Anschluss werden die Rolle, Funktionen und Einflüsse von digitalen Medien im Alltag von Familien untersucht, ehe dann gezielte Maßnahmen der elterlichen Medienerziehung genauer in den Blick genommen werden.

2 Konzepte und Methoden

2.1 Mediensozialisation und Medienerziehung

Die Mediatisierung des Alltags beeinflusst nicht nur den Einzelnen, sondern führt zugleich zu veränderten und neuartigen Interaktionsbedingungen in sozialen Systemen wie der Familie. Eine Passung zwischen Individuum und Umwelt zur persönlichen Entwicklung innerhalb eines gesellschaftlichen Rahmens wird im Allgemeinen als Sozialisation verstanden. Mediensozialisation integriert speziell „alle Aspekte bei denen Medien für die psychosoziale Entwicklung der Heranwachsenden eine Rolle spielen“ (Süss, Lampert, & Wijnen, 2018a, S. 19). Aus entwicklungspsychologischer Perspektive werden Medien vor allem im Jugendalter zur Bewältigung verschiedener Entwicklungsaufgaben eingesetzt. So sind digitale Medien beispielsweise wichtige Instrumente zum Aufbau von Peer-Beziehungen, zur Selbstdarstellung, zum Erlernen von Rollenvorstellungen und Rollenverhalten sowie zum Erwerb von moralischem und prosozialem Verhalten (Uhls, Ellison, & Subrahmanyam, 2017).

Trotz einer Vielzahl an Möglichkeiten und Anregungen zur Identitätskonstruktion und Identitätsfindung stellen digitale Medien jedoch auch Risiken und Gefahren für die psychosoziale Entwicklung von Kindern und Jugendlichen dar. Ein Großteil der bisherigen Forschung zu Wirkungen von digitalen Medien hat sich mit den vielfältigen Risiken einer

Nutzung beschäftigt und insbesondere einzelne Phänomene wie Cybermobbing, Sexting oder exzessive Nutzung und Sucht adressiert. Eine Nutzung der Potentiale digitaler Medien bei gleichzeitiger Vermeidung von Risiken und negativen Erfahrungen online wird häufig unter dem Schirmbegriff Medienkompetenz zusammengefasst. In den heutigen digitalen Gesellschaften kann der Erwerb von Medienkompetenz selbst als zentrale Entwicklungsaufgabe verstanden werden (Süss et al., 2018a).

Der Prozess der Mediensozialisation wird durch verschiedene Akteure beeinflusst. Unter Selbstsozialisation wird unter anderem die selbstgesteuerte Auswahl von Medien und Medieninhalten verstanden und somit die aktive Rolle der Kinder und Jugendlichen im Sozialisationsprozess betont (Arnett, 1995). Als weitere Ressourcen oder Kontexte von Sozialisation werden Eltern, Peers, Schule, aber auch gesellschaftliche Rahmenbedingungen aufgeführt. Die Familie ist der Ort, an dem Kinder die ersten Erfahrungen mit Medien machen: Sie beobachten, wie die Familienmitglieder Medien nutzen und lernen selbst mit Medien umzugehen (Wagner, Gebel, Lampert, 2013). Aufgrund der enormen Verbreitung von digitalen Medien ist zu erwarten, dass bereits Säuglinge und Kleinkinder zumindest unbewusst über den Medienkonsum von Eltern oder größeren Geschwistern in Kontakt mit digitalen Medien kommen. Mit zunehmendem Alter der Kinder, vor allem im Übergang zum Jugendalter, gewinnen Gleichaltrige mehr und mehr an Einfluss auf das Medienhandeln der Heranwachsenden. In einer brüchigen Phase der Identitätsentwicklung bieten diese emotionale Orientierung, Stabilität und Geborgenheit; Funktionen, die in dieser Lebensphase von den Eltern allein nicht mehr ausgefüllt werden können (Oerter & Dreher, 2008). Trotz eines zunehmenden Autonomiebestrebens der Heranwachsenden und eines gewissen Kontrollverlusts der Eltern bleibt die Familie auch in dieser Phase ein wichtiger Ort der Mediensozialisation, wenn es beispielweise um Ressourcen und den Zugang zu technischen Geräten geht. Entsprechende Aushandlungsprozesse können Konflikte auslösen und als Teil der elterlichen Medienerziehung betrachtet werden.

Nach Spanhel (2006, S. 180) versucht Medienerziehung „unter den Bedingungen der heutigen Mediengesellschaft einen optimalen Entwicklungsprozess bei Heranwachsenden zu fördern. Dabei orientiert sie sich an den allgemein gültigen und anerkannten Zielen, Werten, Normen und Präferenzordnungen von Erziehung. Auf der Basis dieser Sinnorientierung beurteilt Medienerziehung die Prozesse der Mediensozialisation und muss intervenieren, wenn Mediensozialisation problematisch verläuft oder misslingt.“ Süss, Lampert und Wijnen (2018b) definieren Medienerziehung als umfassende Aufgabe, die in verschiedenen Lebensbereichen und Lebensphasen mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen stattfindet. Kinder wachsen in digitalisierten Lebenswelten auf und integrieren ihre alltäglichen medialen Erfahrungen und Erlebnisse demnach in sämtliche Kontexte, von den frühkindlichen Bildungsinstitutionen bis hin zur Schule. Trotz einer zunehmenden Forderung nach Institutionalisierung von digitaler Medienerziehung in der frühkindlichen und schulischen Bildung, ist die Familie häufig nach wie vor der primäre Ort für das kindliche Erlernen eines sicheren und kompetenten Umgangs mit digitalen Medien.

2.2 Methoden

Ein Überblick über die bisherige Forschungslandschaft bestätigt eine hohe Interdisziplinarität der Studien, was sich auch in den verwendeten Methoden widerspiegelt. Je nach Forschungsrichtung dominieren dabei quantitative (z.B. für die psychologisch ausgerichtete Forschung zu Parental Mediation) oder qualitative Befragungsstudien (z.B. für die erziehungswissenschaftlich geprägten Studien zu Medienerziehungsstilen, siehe ausführlich Kapitel 4). In einem systematischen Review zur Rolle von digitalen Medien für das familiäre Zusammenleben konnten Carvalho, Francisco und Relvas (2015) zeigen, dass ein Großteil der bisherigen Studien querschnittlich angelegt waren, so dass die Richtung der Zusammenhänge zumeist nicht geklärt werden kann. Während Längsschnitt-Daten in quantitativen Studien nach wie vor fehlen, gibt es im Bereich der qualitativen Forschung erste Untersuchungen, welche die familiäre Mediensozialisation von Kindern und Jugendlichen langfristig begleiten und somit wichtige Erkenntnisse bezüglich der Rolle von digitalen Medien im Alltag der Familien bereitstellen (Oberlinner, Eggert, Schubert, Jochim, & Brüggens 2018; Paus-Hasebrink, 2017).

Generell dominieren in der bisherigen Forschung Studien, die auf Selbstauskünften der Eltern, zumeist der Mütter, basieren. In den letzten Jahren wurden verstärkt Untersuchungen durchgeführt, die diese einseitige Fokussierung öffnen und sowohl die Perspektive beider Erziehungsberechtigten (z.B. Festl & Gniewosz, 2019; Mares, Stephenson, Martins & Nathanson, 2018) als auch die zusätzliche Sichtweise der Heranwachsenden selbst berücksichtigen (z.B. Glüer & Lohaus, 2018; Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, 2016b). Diese multiperspektivische Betrachtung ermöglicht einen ganzheitlichen Blick auf die familiäre Mediensozialisation und Medienerziehung. Trotz dieser Erweiterung an Informanten besteht nach wie vor ein deutlicher Mangel an objektiven Daten, die über die Selbsteinschätzung der jeweiligen Familienmitglieder hinaus gehen. Hinsichtlich der Frage, wie mobile Medien, speziell das Smartphone, die familialen Interaktionen beeinflussen, wurden in den letzten Jahren verstärkt Beobachtungen an öffentlichen Plätzen, wie auf Spielplätzen (Hiniker et al., 2015) oder in Fast Food Restaurants (Radesky et al., 2014), durchgeführt. Diese Studien bieten nicht nur einen objektiven Blick auf das Forschungsfeld, sondern erleichtern auch den Zugang zu Zielgruppen, die in klassischen Befragungen nur erschwert zu erreichen sind. Nicht einbezogen werden bisher tatsächliche Nutzungsdaten der Familien, die als wichtige Indikatoren der Inhalte und situativen Nutzungsmotive von Eltern und Kindern betrachtet werden können und in künftigen Studien stärker berücksichtigt werden müssen.

Methodisch ebenfalls relevant ist die Art der Datenauswertung. So wurden in den letzten Jahren verstärkt Typologisierungen von Familien entlang der elterlichen Mediennutzungszeit (Nikken, 2017) sowie bestimmter familialer Merkmale (DIVSI, 2015) vorgenommen. Diese Studien ermöglichen einen differenzierteren Blick auf das mediale Aufwachen der Kinder, das nicht nur auf einzelne Einflüsse, sondern auf bestimmte Muster familialer Einflüsse zurückzuführen ist.

3 Digitale Medien als Begleiter des alltäglichen Familienlebens

Die Allgegenwärtigkeit von digitalen Medien im Leben von Kindern und Jugendlichen, aber auch von den meisten Erwachsenen beeinflusst das familiäre Zusammenleben, insbesondere die familialen Strukturen und Prozesse wie Kommunikationsdynamiken, Regeln und Konflikte (Carvalho et al., 2015). Eine ganzheitliche Perspektive auf die Rolle von digitalen Medien im Alltag von Familien erfordert dabei die Berücksichtigung von individuellen und gemeinschaftlichen Entwicklungsbedürfnissen und Nutzungsweisen ihrer Mitglieder. Im Folgenden werden zunächst die Rolle und Funktionen von digitalen Medien im Alltag von Familien beleuchtet, ehe dann die Einflüsse und Auswirkungen einer Nutzung dieser auf die Familie und ihre Mitglieder erläutert werden.

3.1 Rolle und Funktionen von digitalen Medien im Alltag von Familien

Im Rahmen der FIM-Studie 2016 wurde aus der Grundgesamtheit deutschsprachiger Familien eine repräsentative Stichprobe von 284 Familien mit Kindern zwischen 3 und 19 Jahren zu ihrer Mediennutzung befragt (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, 2016b). Dabei gaben rund ein Drittel der befragten Eltern an, dass Inhalte der Internetnutzung oder Social Media-Angebote regelmäßig Gesprächsthemen innerhalb der Familie sind, wobei aus Sicht der Kinder vor allem die Mütter als Ansprechpartner bei Medienthemen fungieren. Hinsichtlich einer gemeinsamen Mediennutzung dominieren der FIM-Studie zufolge aus Sicht von Eltern und Kindern das gemeinsame Fernsehen sowie gemeinsames Radio und Musik hören. Knapp 20 Prozent der befragten Eltern und Kindern nannten auch eine gemeinsame Nutzung von Social Media-Angeboten oder das gemeinsame Anschauen von Fotos oder Videos auf dem Smartphone. Obwohl diese Befunde zunächst auf eine untergeordnete Rolle von digitalen Medien im gemeinsamen Familienalltag hindeuten, muss hierbei bedacht werden, dass sowohl beim Fernsehen als auch bei Musik digitale Übertragungswege (Mediatheken, Streamingdienste) über Smartphone und Tablets zunehmend an Bedeutung gewinnen. Die Ergebnisse zeigen weiter, dass rund die Hälfte der Eltern und Kinder häufig oder gelegentlich über Telefon oder Smartphone miteinander kommunizieren und sich zumindest selten Textnachrichten schicken. Diese Wege der Kommunikation setzen oftmals beim Übergang von der Grundschule in die Sekundarschule ein, wenn viele Kinder ein eigenes Handy oder Smartphone erhalten, und nehmen mit steigendem Alter der Kinder deutlich zu.

Für viele Eltern bedeutet die ständige Erreichbarkeit ihres Kindes ein Gefühl der Sicherheit, während sich Kinder und Jugendliche dadurch einer zunehmenden elterlichen Kontrolle ausgesetzt sehen (Schulz, 2013). Bezeichnungen des Smartphones/Mobiltelefons als „verlängerte Nabelschnur“ (Logemann & Feldhaus, 2002, S. 9) oder „digitale Hundeleine“ (Haddon, 2004, S. 39) unterstreichen die elterlichen Kontrollmöglichkeiten, die oftmals

konträr zum kindlichen Autonomiebestreben verlaufen. Dennoch unterstützt das Smartphone und die damit einhergehende permanente Erreichbarkeit viele Familien auch bei der Organisation ihres Alltags, was vor allem für Familien mit älteren Kindern bedeutsam scheint (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, 2016b).

Mit Hinblick auf die Rolle von digitalen Medien im Familienalltag mit kleinen Kindern betonen Oberlinner et al. (2018) die Relevanz von Medienritualen. Demnach verfügen Familien über vielfältige Medienrituale, die sich oft an den Nutzungsgewohnheiten und Interessen der Eltern orientieren und den familialen Alltag strukturieren (z. B. als Highlight vor dem Zubettgehen). Die meisten familialen Medienrituale bestehen demnach aus einer gemeinsamen passiven Nutzung von Bewegtbildinhalten, welche über klassisches lineares Fernsehen, aber auch über digitale und mobile Medien praktiziert werden (z. B. das gemeinsame Ansehen von Fotos über das Smartphone). Die Forscher betonen, dass die ritualisierten Formen der Mediennutzung das klassische Vorlesen in den meisten Familien nicht ersetzen, sondern diesem häufig vorausgestellt sind. Rituale über digitale und mobile Medien werden dabei oftmals als etwas Besonderes inszeniert und erfüllen wie andere Medienrituale auch vor allem eine strukturierende und soziale, gemeinschaftsfördernde Funktion für die Familienmitglieder. Zusätzlich geben die Eltern an, Medienrituale auch als „Babysitter“ einzusetzen, um die Kinder zu beschäftigen und sich kurzfristig Freiräume zu verschaffen, oder auch als Erziehungsinstrumente (z. B. als Belohnung der Kinder) zu nutzen. Die Forscher resümieren eine überwiegend positive Bewertung von Medienritualen durch die befragten Eltern, wobei diese aus medienpädagogischer Sicht stets bewusst eingesetzt und hinsichtlich ihrer Passung und Notwendigkeit reflektiert werden sollten (Oberlinner et al., 2018).

Schließlich zeigt sich das Potential von digitalen Medien für Familien in besonderen Lebenssituationen. Schulz (2013) verweist dabei auf die zentrale Rolle des Mobiltelefons für Kinder und Jugendliche, die mit einem lokal getrennten Elternteil aufwachsen. Demnach ermöglicht die individualisierte, mobile Kommunikation die eigenständige Kontaktaufnahme und fördert ebenso die Reintegration des getrenntlebenden Elternteils in den Alltag des Kindes. Zudem bieten digitale Medien auch Eltern nach einer Scheidung die Chance, gemeinsame Entscheidungen über ihr Kind besser und einfacher zu koordinieren, ohne dass gerade bei bestehenden Konflikten stets ein persönliches Treffen notwendig ist (Ganong, Coleman, Feistman, Jamison, & Markham, 2012). Das Potential einer digitalisierten Kommunikation zur raumübergreifenden Kommunikation und Alltagsorganisation scheint demnach insbesondere für sogenannte multilokale Familiensettings relevant (Schier, 2013).

3.2 Einflüsse von digitalen Medien auf die Familie und ihre Mitglieder

Eine Reihe an Studien hat sich bereits mit den Einflüssen von digitalen Medien auf das Familiensystem, zum Beispiel die Durchlässigkeit der Familiengrenzen, den Informationsfluss oder Aspekte der Familienverbundenheit (Lanigan, 2009), beschäftigt. So bestätigen

bisherige Befunde, dass digitale Medien vor allem über eine gemeinsame Nutzung durch Eltern und Kinder sowie deren Einsatz bei der Organisation von familialen Aktivitäten die gemeinsame Familienzeit erhöhen, die Familienverbundenheit stärken und die Qualität der Familienkommunikation verbessern (zusammenfassend Carvalho et al., 2015). Dies gilt vor allem für multilokale Familien, die über geografische Distanzen hinweg zu geringen Kosten und jederzeit mit ihren Familienmitgliedern in Kontakt treten können.

Im Gegensatz dazu weisen andere Befunde darauf hin, dass eine intensive (individuelle) Nutzung digitaler Medien, vor allem in Familien mit Jugendlichen, mit weniger Familienzeit, familialer Verbundenheit, einer fortschreitenden Isolierung der Familienmitglieder und mehr intergenerationalen Konflikten verbunden ist (zusammenfassend Carvalho et al., 2015). Lee und Chae (2007) konnten diese Zusammenhänge weiter spezifizieren und zeigen, dass eine intensive Internetnutzung innerhalb der Familie zwar mit weniger Familienzeit, aber nicht pauschal mit weniger Familienkommunikation verbunden ist. Dafür spielen vielmehr die jeweiligen Nutzungsaktivitäten der Jugendlichen eine wichtige Rolle: So konnte den Forschern zufolge eine Abnahme in den familialen Kommunikationsaktivitäten beobachtet werden, wenn Kinder das Internet häufig für unterhaltungsbezogene Aktivitäten nutzen.

Zusammenfassend verdeutlichen diese Befunde, dass digitale Medien sowohl positive als auch negative Einflüsse auf die Familie ausüben können und dies stark von der jeweiligen Lebenssituation und Lebensphase der Familie abzuhängen scheint. Gerade in Familien mit Kindern im Jugendalter nehmen demnach medienbezogene Konflikte zu und sind im Zuge einer starken individualisierten und unterhaltungsbezogenen Nutzung der Jugendlichen auch häufiger mit Einschränkungen in der Familienzeit und -verbundenheit verbunden. Andererseits bieten digitale Medien für Familien in besonderen Lebenslagen (z. B. in multilokalen Lebenssettings) und -phasen (z. B. in der sogenannten Empty-Nest-Phase, wenn die eigenen Kinder das elterliche Haus verlassen haben) die Möglichkeit, die familialen Beziehungen auch auf Distanz aufrechtzuerhalten und zu pflegen und somit den Familienzusammenhalt zu stärken (Carvalho et al., 2015).

Neben diesen Einflüssen einer familialen Nutzung von digitalen Medien auf die Familie als Ganzes, wurde in den letzten Jahren explizit die Rolle der elterlichen Mediennutzung für die kindliche Nutzung und die allgemeinen Eltern-Kind-Interaktionen genauer in den Blick genommen. Wie bereits erwähnt wird im Einklang mit der sozialen Lerntheorie angenommen, dass insbesondere Eltern eine Vorbildfunktion auf die Mediennutzung von Kindern ausüben, indem sie eigene Mediengewohnheiten und -präferenzen vorleben und bestimmte Mediengeräte im Familienhaushalt bereitstellen (Nikken, 2017). Bisherige Studien bestätigen insbesondere für kleine Kinder, dass über verschiedene Medien hinweg (Fernsehen, Computer, Smartphone, Tablets) mehr elterliche Mediennutzung mit einer intensiveren Nutzung dieses Mediums durch das Kind einhergeht (Lauricella, Wartella, & Rideout, 2015). Dabei besteht nicht nur ein deutlicher positiver Zusammenhang zwischen der elterlichen und kindlichen Mediennutzungszeit, sondern auch bezüglich der genutzten Mediengeräte (Nikken, 2017). In einer aktuellen Studie zeigt sich zudem unabhängig von der elterlichen (Medien-)Erziehung ein direkter Zusammenhang zwischen einer problema-

tischen Smartphone-Nutzung von Eltern und Kindern (Hefner, Knop, Schmitt & Vorderer, 2019).

Obwohl die meisten Eltern angeben, viele Medien selbst regelmäßig zu nutzen (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, 2016b), wachsen Kinder dennoch in medial sehr unterschiedlich geprägten familialen Umgebungen auf. Nikken (2017) unterteilte die untersuchten niederländischen Familien mit Hinblick auf die Gesamtmediennutzungszeit der Eltern in vier unterschiedliche Typen: Familien mit geringer, moderater, hoher und sehr hoher Mediennutzung. Den Befunden zufolge leben ein Viertel der Kinder in Familien mit geringer Mediennutzung (bei weniger als einer Stunde elterlicher Print- und Bildschirmmediennutzung täglich), wohingegen ein Viertel der Kinder in Familien mit intensiver Mediennutzung (mit durchschnittlich 6,5 Stunden elterlicher Print- und Bildschirmmediennutzung am Tag) aufwachsen. Höher gebildete Familien mit höherem elterlichem Einkommen finden sich demnach in den weniger nutzungsintensiven Kategorien, wobei die medienskeptische Haltung der Eltern in Geringnutzerfamilien auch mit weniger bildungsbezogener Nutzung und kognitiven Medienfähigkeiten der Kinder einhergeht. Die stärkste bildungsbezogene Mediennutzung sowie die höchsten kognitiven Fähigkeiten zeigen sich bei Kindern aus Familien mit einer hohen elterlichen Mediennutzung, die zudem über ein mittleres Bildungslevel und Einkommen verfügen und gleichzeitig die Mediennutzung ihrer Kinder als sehr positiv bewerten. Als problematisch wird schließlich die Situation der Kinder aus den niedrig gebildeten und geringverdienenden Familien mit sehr hoher elterlicher Mediennutzung beschrieben, da diese selbst sehr viel Zeit mit Medien verbringen, dabei gleichzeitig aber weniger kompetent sind. Trotz ihrer eigenen intensiven Mediennutzung schätzen diese Eltern die Nutzung ihrer Kinder nicht als positiv und förderlich ein und es fällt ihnen auch schwer, diese zu begleiten (Nikken, 2017).

Auch für den deutschen Kontext weist eine Studie des Deutschen Instituts für Vertrauen und Sicherheit im Internet (DIVSI, 2015) auf ein sehr unterschiedliches mediales Aufwachsen von Kindern hin, die demnach aus verschiedenen Internetmilieus stammen. Im Gegensatz zur oben genannten Einteilung entlang der elterlichen Mediennutzungszeit, wurde die Klassifizierung hier differenziert über die elterliche normative Grundorientierung (z. B. traditionell versus modern) sowie über die soziale Lage der Familie (entlang der Schichtzugehörigkeit) vorgenommen. Die Ergebnisse zeigen zusammenfassend, dass Kinder (zwischen 3 und 8 Jahren) digital souveräner Eltern, die digitale Medien als festen Bestandteil in ihren Alltag integriert haben, sich durch mehr Nutzung, aber auch Selbstsicherheit und Wissen im Umgang mit digitalen Medien auszeichnen als Kinder aus internetfernen Milieus. Die Beschreibung scheint ähnlich zu den von Nikken (2017) beschriebenen Familien mit hoher Mediennutzung, die allerdings ein geringeres Bildungsniveau aufweisen als die hier identifizierten hochgebildeten Digitalen Souveränen. Vergleichbar scheinen die Befunde hinsichtlich einer Gruppe von niedrig gebildeteren Familien (den „Unbekümmerten Hedonisten“), welche selbst viel Zeit vor dem Fernseher verbringen und gleichzeitig die intensive Internetnutzung ihrer Kinder nur wenig begleiten. Die Kinder selbst verfügen über viele eigene Mediengeräte, insbesondere Smartphone und Spielkonsole, und nutzen diese vor allem für Unterhaltungszwecke (DIVSI, 2015).

Zusammenfassend verdeutlichen diese nutzungs- oder auch lebensbezogenen Typologierungen von Familien ein sehr unterschiedliches mediales Aufwachsen von Kindern, das einerseits von den familialen Voraussetzungen, andererseits aber insbesondere auch von den elterlichen Einstellungen, Kompetenzen und Nutzungsgewohnheiten geprägt wird. Eltern müssen sich dieser Funktion als Rollenvorbild bewusst sein und ihre eigene Nutzung von digitalen Medien demnach konstant reflektieren, da ihre Kinder sie von klein auf beobachten und versuchen zu imitieren. Eine aktuelle Studie mit professionellen Familienberatungsstellen zeigt, dass Eltern oftmals ihre einflussreiche Funktion unterschätzen und es ihnen selbst schwerfällt, ihre eigene Mediennutzung zu regulieren und zu hinterfragen (Schubert & Eggert, 2018). Dies gilt nicht nur für die selbstfokussierte elterliche Nutzung digitaler Medien, sondern auch im Hinblick auf ihre kindbezogenen Nutzungsaktivitäten. „Sharenting“ bezeichnet das elterliche Teilen von Erziehungsaktivitäten und persönlichen Informationen ihrer Kinder im Rahmen ihrer eigenen Online-Selbstdarstellung (Blum-Ross & Livingstone, 2017). Obwohl sich viele Eltern ihrer Verantwortung, die Privatsphäre ihrer Kinder zu schützen, durchaus bewusst sind, geben sie dennoch häufig eine Vielzahl persönlicher kindlicher Informationen ohne deren Zustimmung online preis (Naab, 2019). Es wird angenommen, dass ein entsprechendes Verhalten die digitale Identität von Kindern prägt und somit auch Fragen nach ihren Rechten aufwirft.

Das eigene Nutzungsverhalten der Eltern beeinflusst Forschungsbefunden zufolge jedoch nicht nur die kindliche Mediensozialisation, sondern auch die nicht-medialen alltäglichen Eltern-Kind-Interaktionen. So zeigen verschiedene Studien, dass viele Eltern ihre Smartphones nutzen, während sie sich um ihr Kind kümmern, beispielsweise während des Stillens (Tomfohrde & Reinke, 2016) oder auf dem Spielplatz (Hiniker et al., 2015). Vor allem junge Mütter, zumeist die Hauptbetreuerpersonen für kleine Kinder, erleben beim Übergang zur Elternschaft zahlreiche einschneidende Veränderungen und soziale Einschränkungen, und versuchen durch die Nutzung digitaler Medien den Kontakt zu Familie und Freunden aufrechtzuerhalten (McDaniel, Coyne, & Holmes, 2012). In einer aktuellen Längsschnittstudie zeigt sich, dass Eltern, die generell mehr Stress bei der Erziehung erleben, häufiger ihr Smartphone nutzen, wenn sie sich gerade um ihr Kind kümmern, was wiederum ein als stressvoll erlebtes Verhalten des Kindes und somit weiteren elterlichen Stress bei der Erziehung verstärkt (McDaniel & Radesky, 2018a). Weitere Befunde deuten darauf hin, dass mehr elterliche Ablenkung durch das Smartphone in den Interaktionen mit ihren Kindern mit einem stärkeren Problemverhalten der Kinder verbunden ist (McDaniel & Radesky, 2018b). Es wird angenommen, dass Eltern, die durch ihre Smartphone-Nutzung abgelenkt sind oder sich nur mit geteilter Aufmerksamkeit ihrem Kind widmen, weniger auf kindliche Signale reagieren, seltener mit dem Kind verbal interagieren, und auch weniger Feinfühligkeit in den jeweiligen Situationen zeigen (zusammenfassend McDaniel, 2019). Diese Zusammenhänge konnten nicht nur anhand von Experimental- und Beobachtungsdaten identifiziert werden, sondern zeigen sich auch in den Wahrnehmungen von Jugendlichen (Stockdale, Coyne, & Padilla-Walker, 2018), von denen sich ein gewisser Teil sogar wünscht, dass ihre Eltern weniger Zeit mit dem Smartphone verbringen (Rideout & Robb, 2018). Im Einklang mit den Annahmen der Bindungstheorie

würde eine eingeschränkte elterliche Sensitivität im Zuge einer verstärkten medialen Ablenkung im alltäglichen Umgang mit dem Kind bedeuten, dass die Kinder selbst eine unsichere Bindung zu den Eltern aufbauen (McDaniel, 2019). Auch wenn es bislang dazu noch keine empirischen Befunde gibt, unterstreichen auch diese Überlegungen die Notwendigkeit, die elterliche Nutzung von digitalen Medien und ihre Auswirkungen auf die Familie sowie die Kinder künftig noch stärker in den Blick zu nehmen.

4 Digitale Medienerziehung in Familien

Neben den zumeist nicht-intentionalen Einflüssen einer individuellen oder gemeinsamen alltäglichen Mediennutzung in der Familie widmet sich ein Großteil der wissenschaftlichen Studien der gezielten digitalen Medienerziehung durch die Eltern. Ein Blick auf die nationale und internationale Forschung deutet dabei auf die Existenz von zwei unterschiedlichen Traditionen hin. Die internationale Forschung bezieht sich hauptsächlich auf den Begriff Parental Mediation und untersucht nach Warren (2001, S. 212) Strategien, welche Eltern nutzen, um ihre Kinder bei der Mediennutzung zu kontrollieren, zu begleiten oder deren Inhalte zu erklären. Seit der rasanten Verbreitung des Fernsehens vor rund 30 Jahren stehen dabei das elterliche Wissen und der elterliche Umgang mit der kindlichen Mediennutzung im Forschungsfokus (Bybee, Robinson, Turow, 1982). Bis heute hat sich eine Vielzahl an psychologisch und kommunikationswissenschaftlich orientierten Studien mit dem Konzept Parental Mediation beschäftigt, aktuell liegt der Fokus insbesondere auf dem Umgang mit digitalen Medien sowie dessen Wirkung auf die kindliche Internetnutzung.

Im deutschsprachigen Raum finden sich dagegen vor allem erziehungswissenschaftlich geprägte Studien, welche Medienerziehung verstärkt aus einem alltäglichen, sozialisatorischen Verständnis betrachten und speziell die unterschiedlichen Erziehungsstile in den Blick nehmen. Lampert und Schwinge (2013; S. 21) haben beide Forschungstraditionen systematisch gegenübergestellt und folgende inhaltliche und methodische Unterschiede herausgearbeitet. Während Studien zu Parental Mediation überwiegend mit quantitativen Methoden und aus Perspektive der Eltern auf einen Schutz der Kinder vor negativen Erfahrungen online abzielen, untersuchen Ansätze der Medienerziehung vorwiegend mit qualitativen Methoden und mit verstärktem Fokus auf das Kind, welche Erziehungsstile kindliche Medienkompetenz fördern. Ein Großteil der berichteten Studien, die sich mit der elterlichen Erziehung in Hinblick auf digitale Medien beschäftigen, stammt aus der Forschungstradition zu Parental Mediation. Auch wenn beide Forschungsrichtungen unterschiedliche Schwerpunkte verfolgen, werden die Begrifflichkeiten Parental Mediation und Medienerziehung häufig synonym verwendet, weshalb nachfolgend übergreifend von digitaler Medienerziehung gesprochen wird.

4.1 Strategien und Stile der digitalen Medienerziehung

Die meisten wissenschaftlichen Studien zu digitaler Medienerziehung bauen auf den Erkenntnissen der Fernsehforschung auf (vgl. Nathanson, 2001). Der Forschung zu Parental Mediation folgend existieren drei zentrale Erziehungsstrategien bezüglich der kindlichen Mediennutzung: (1) eine *restriktive Erziehung* (z. B. das Setzen von zeitlichen oder inhaltsbezogenen Regeln), (2) eine *gemeinsame Nutzung* des Mediums ohne inhaltliche Diskussionen sowie (3) eine *aktive Erziehung* (z. B. das gemeinsame Sprechen über Medieninhalte). Ergänzt werden diese „klassischen“ Strategien im digitalen Zeitalter um (4) *technische Überwachungsmöglichkeiten* wie dem Einsatz von entsprechenden Softwares oder dem Monitoring der kindlichen Nutzung (z. B. durch Checken des Browser-Verlaufs; vgl. Eastin et al., 2006). Trotz dieser idealtypischen Einteilung schließen sich die einzelnen Strategien in der Erziehungspraxis keineswegs aus, sondern werden je nach Situation, Kind und Medium unterschiedlich eingesetzt.

Gerade hinsichtlich der kindlichen Internetnutzung kann angenommen werden, dass ein gemeinsames Sitzen vor dem Computer oder dem Handy oftmals auch mit begleitenden Gesprächen über das Gesehene einhergeht. Livingstone und Helsper (2008) konnten dies bestätigen und identifizierten insgesamt vier elterliche Strategien bezüglich der kindlichen Internetnutzung: (1) ein aktives, gemeinsames Nutzen des Internets, (2) ein Ermöglichen oder Verweigern des Zugangs zum Internet durch Regeln sowie (3) durch technische Beschränkungen und schließlich (4) ein Überwachen bzw. Beobachten (Monitoring) der kindlichen Internetnutzung. Daten des europaweiten Projekts „EU Kids Online“ aus dem Jahr 2011 zeigen, dass in Deutschland die meisten Eltern eine gemeinsame aktive Nutzung sowie eine Beschränkung der Nutzung durch Regeln verfolgten (95% bzw. 93%). Hingegen war ein elterliches Monitoring (62%) sowie der Einsatz technischer Softwares (25%) deutlich weniger stark verbreitet (Livingstone, Haddon, Görzig, Ólafsson, 2011).

Die Verwurzelung und starke Orientierung der Studien zu Parental Mediation an der Fernsehforschung wird mit Hinblick auf die Besonderheiten der digitalen Medien zunehmend kritisiert. Demnach verlangen die interaktiven, immersiven und komplexen digitalen Lebenswelten der Kinder ein Umdenken in der elterlichen Medienerziehung. Während sich Eltern bei der Auswahl beziehungsweise dem Verbot bestimmter Fernsehprogramme noch vergleichsweise einfach an einschlägigen Empfehlungen (z. B. in Fernsehzeitungen) orientieren können, erfordern die Diversität und Komplexität neuer Medien, wie Computer und Videospiele, vorab eine intensivere elterliche Auseinandersetzung mit den jeweiligen Inhalten (Nikken & Jansz, 2006). In ihrer Studie zur kindlichen Nutzung von Videospiele identifizierten Jiow, Lim und Lin (2017) dementsprechend vier „alternative“ Strategien der elterlichen Medienerziehung, die von den Erziehenden fließend und dynamisch angewendet werden: (1) Gatekeeping-Prozesse beschreiben Aktivitäten zur Regulierung der kindlichen Nutzung beispielsweise durch Regeln zu den genutzten Inhalten. (2) Diskursive Prozesse umfassen sämtliche Diskussionen zwischen Eltern und Kindern über Videospiele, zum Beispiel über die Auswahl geeigneter Spiele oder eines akzeptablen finanziellen Rahmens von Spielen. (3) Investigative Prozesse beschreiben elterliche Aktivitäten

der Informationssuche und des Erwerbs von Fähigkeiten zur besseren Steuerung ihrer Medienerziehung (z.B. Besuch von Informationsveranstaltungen, eigene Recherchen zum Spiel). Schließlich umfassen (4) ablenkende Prozesse die Bemühungen der Eltern, das Kind zu alternativen Aktivitäten, beispielsweise im Freien, zu bewegen. Trotz dieser Spezifizierung elterlicher Erziehungsstrategien im Kontext neuer (digitaler) Medien stützen sich nach wie vor viele Studien auf die „klassische“ Systematisierung, die in der Fernsehnutzung von Kindern verwurzelt ist (Collier et al., 2016).

Eine andere Art der Systematisierung verfolgt die vor allem im deutschsprachigen Raum verbreitete Forschung zu Medienerziehung, die medienerzieherisches Handeln stärker an das allgemeine elterliche Wertesystem, Alltags- und Kommunikationsroutinen sowie die elterlichen Erziehungsstile knüpft (Aufenanger, 1988). Der langen Tradition der Erziehungsstilforschung folgend kann das elterliche Erziehungsverhalten nach den Dimensionen der elterlichen Verhaltenskontrolle und der elterlichen Wärme/Zuneigung unterschieden werden, deren Kombination in vier unterschiedlichen Erziehungsstilen resultiert (Baumrind 1966; Maccoby & Martin, 1983): autoritär (viel Kontrolle, wenig Zuneigung), vernachlässigend (wenig Kontrolle und Wärme), permissiv (viel Wärme, wenig Struktur) und autoritativ (viel Wärme und Struktur). Einige Forscher haben diese Systematisierung bereits auf den Kontext der digitalen Medienerziehung übertragen und konnten zeigen, dass die Mehrheit der Eltern den präferierten Stil (z.B. Steinberg, 2001) der autoritativen Interneterziehung ausübt (Valcke, Bonte, de Wever, & Rots, 2010). Ein mütterliches und väterliches autoritatives Erziehungsverhalten wurde zudem mit einer engagierteren Medienerziehung in Verbindung gebracht, die mehr aktive sowie restriktive Strategien einschließt (Padilla-Walker & Coyne, 2011). Trotz dieser Einbettung in das allgemeine elterliche Erziehungsverhalten bleibt die Kritik, dass gerade hinsichtlich der alldurchdringenden digitalen Medien ein noch umfassenderes Erziehungskonzept von Nöten ist, das neben weiteren Einflüssen von Eltern und Kindern auch die institutionelle (Familienstruktur- und -dynamik) und gesellschaftliche Ebene (z.B. sozio-ökonomische Faktoren) in den Blick nimmt (Aufenanger, 1988).

Der Großteil der bisherigen Forschung zur Medienerziehung erfolgte bislang aus der Perspektive der Eltern (zumeist der Mütter), während die Sichtweise von Kindern und Jugendlichen nur sehr selten berücksichtigt wurde. Mit Hilfe von dyadischen Daten untersuchten Glüer und Lohaus (2018) die Wahrnehmung der digitalen Medienerziehung von Eltern und Kindern und konnten zeigen, dass bei moderater Übereinstimmung hinsichtlich der verschiedenen Strategien Eltern generell einen häufigeren Einsatz von Medienerziehungspraktiken angeben als ihre Kinder. Die größte Übereinstimmung in der Wahrnehmung zwischen Eltern und Kindern zeigte sich hinsichtlich elterlicher Restriktionen bestimmter Inhalte im Internet – eine Strategie, die demnach für beide Seiten relativ klar zu sein scheint. Generell sehen insbesondere Jugendliche hinsichtlich des Werts und Zwecks digitaler Medien Diskrepanzen zwischen ihren Ansichten und denen ihrer Eltern. Elterliche Regeln führen ihrer Meinung nach häufig zu Konflikten mit der eigenen erwünschten Nutzung digitaler Medien (Kim & Davis, 2017). Trotz dieser Diskrepanzen kann die kindliche Mediennutzung wiederum auch als Chance für die Eltern verstanden werden. Dem-

nach können Kinder, die mit digitalen Medien aufgewachsen sind, ebenso als „Experten“ und „Erzieher“ für die Eltern fungieren (Correa, 2014), wenn es beispielsweise um die Anwendung neuer Apps und Geräte geht. So kann ein partizipatives Lernen als weitere elterliche Medienerziehungsstrategie verstanden werden (Pfetsch, 2018). Demnach lernen Eltern von und mit ihren Kindern gemeinsam im Zuge der Nutzung und Interaktion über digitale Medien (Clark, 2011). Ein entsprechendes Agieren auf Augenhöhe mag die vorhin beschriebenen intergenerationalen Konflikte reduzieren.

4.2 Einflussfaktoren auf die digitale Medienerziehung

Einem mediensozialisatorischen Verständnis folgend wird die digitale Medienerziehung der Eltern von einer Vielzahl unterschiedlicher Faktoren beeinflusst (Aufenanger, 1988). Die Ausübung bestimmter Strategien und Stile variiert demnach hinsichtlich verschiedener Merkmale des Kindes, der Eltern sowie der Familie.

Alter des Kindes: Ein zentraler Einflussfaktor ist insbesondere das Alter des Kindes: Je älter die Kinder werden, desto mehr halten sich Eltern in ihren Erziehungsaktivitäten zurück (Steiner & Goldoni, 2011; Gebel & Lauber, 2013). Dies gilt sowohl für das elterliche Setzen von Restriktionen und Limitationen als auch für eine gemeinsame Nutzung des Internets, welche im Jugendalter zunehmend seltener wird (Festl & Gniewosz, 2019). Dieser Trend bestätigt sich nicht nur im Vergleich von Jugendlichen und Kindern, sondern auch für die Jüngsten über verschiedene Medien hinweg. So zeigen die Ergebnisse einer repräsentativen US-Studie, dass Eltern mit Kindern im Alter von acht Jahren und jünger mehr traditionelle als neue Medien gemeinsam nutzen, wobei eine gemeinsame Nutzung insgesamt stärker mit kleineren Kindern praktiziert wird (Connell, Lauricella, & Wartella, 2015). Generell setzen Eltern bei jüngeren und älteren Kindern vergleichbare Strategien der Medienerziehung ein (Nikken & Jansz, 2006).

Geschlecht des Kindes: Auch das Geschlecht des Kindes scheint bedeutsam, wobei der Zusammenhang auch vom jeweiligen Medium abzuhängen scheint. So nutzten Eltern den Ergebnissen der US-Studie zufolge Bücher und Computerspiele häufiger gemeinsam mit Jungen, während sie mit Mädchen mehr gemeinsam fernsahen (Connell et al., 2015). Im Hinblick auf das Internet deuten einige Studien darauf hin, dass Jungen insgesamt eine strengere Interneterziehung erleben als Mädchen (Steiner u. Goldoni, 2011). Dies konnte auch in der repräsentativen Studie AID:A II über Familien in Deutschland bestätigt werden, wonach sowohl Mütter als auch Väter ihren 9–15-Jährigen Jungen mehr Regeln setzen als Mädchen in dieser Altersgruppe (Festl & Gniewosz, 2019; Festl & Langmeyer, 2018). Dies mag darin begründet sein, dass Eltern Mädchen oftmals mehr Vernunft und Selbstregulierung bei ihrer Nutzung von digitalen Medien zutrauen.

Geschlecht der Eltern: Bislang standen Unterschiede in der (digitalen) Medienerziehung von Müttern und Vätern nur selten im Fokus der Forschung. Bisherige Befunde scheinen dabei unterschiedliche Rollen beider Elternteile nahezulegen. Demnach üben Mütter generell eine dominantere Rolle bei der alltäglichen Begleitung und Regulierung der kindlichen Internetnutzung (im häuslichen Kontext) aus (Lau & Yuen, 2016). Im Gegensatz dazu engagieren sich Väter stärker als Mütter, wenn es um das generelle Heranführen ihrer Kinder an digitale Medien geht (DIVSI, 2015) und fungieren aus Sicht der Kinder auch häufiger als Ansprechpartner bei den Themen Ausstattung, Technik oder Funktionen von Mediengeräten. Für alle anderen medienbezogenen Gesprächsthemen wie Inhalte aus dem Internet oder Social Media-Angebote geben Kinder dagegen die Mütter als wichtigsten Gesprächspartner an (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, 2016b). Bei Fragen der Medienerziehung schätzen Väter ihre Kompetenzen oftmals höher ein als Mütter (Grobbin 2016; Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, 2016b), obwohl letztere unabhängig vom Alter des Kindes insgesamt mehr Medienerziehung ausüben (Festl & Langmeyer, 2018). Mögliche Unterschiede können jedoch auch hier in Abhängigkeit des kindlichen Geschlechts vermutet werden, da erste Befunde darauf hindeuten, dass für männliche Jugendliche die väterliche Medienerziehung und für weibliche Jugendliche die mütterliche Medienerziehung eine größere Rolle spielt (Lau & Yuen, 2016). Dieser Unterschied muss jedoch in künftigen Untersuchungen weiter analysiert werden.

Medienbezogene Einstellungen und Wahrnehmungen der Eltern: Wichtige Einflussfaktoren auf die Medienerziehung sind weiter die elterlichen Einschätzungen in Bezug auf digitale Medien. So zeigen Befunde, dass Eltern die den kindlichen Umgang mit dem Internet als weniger förderlich erachten (Festl & Langmeyer, 2018) eine restriktivere Medienerziehung ausüben. Interessanterweise scheint dabei ausschließlich die Einschätzung der Mutter relevant, da (nur) ihre negativeren Einstellungen sowohl mit mehr eigenen Restriktionen als auch mit einer einschränkenderen Medienerziehung des Vaters einhergehen. Dieser Befund bestätigt sich zudem nur für Kinder im Jugendalter (11 bis 15 Jahre), während Mütter von Kindern zwischen 7 und 10 Jahren bei negativeren Einstellungen das Internet häufiger gemeinsam mit ihrem Kind nutzten (Festl & Langmeyer, 2018). Nehmen Eltern tatsächlich Risiken der Internetnutzung für ihr Kind wahr, passen sie ebenfalls ihr Erziehungsverhalten an (Lee, 2012). Nach Livingstone und Kollegen (2017) üben Eltern bei leicht erhöhter Risikowahrnehmung zunächst mehr aktivierende Strategien (inklusive aktiver Mediation, technischer Kontrollen und elterlichem Monitoring) und sogar weniger restriktive Aktivitäten aus. Bei weiter ansteigender Risikowahrnehmung werden dann jedoch sämtliche (aktivierende und restriktive) Medienerziehungsstrategien intensiviert. Haben Eltern bereits negative Erfahrungen bei der Internetnutzung ihrer Kinder erlebt, setzen sie ebenfalls mehr Restriktionen ein und nutzen, im Falle der Mütter, das Internet auch häufiger gemeinsam (Festl & Gniewosz, 2019).

Medienbezogene Fähigkeiten und Nutzungsweisen der Eltern: Nach den Ergebnissen der repräsentativen FIM-Studie über Familien in Deutschland, schätzen knapp ein Drittel

der befragten Eltern ihre eigene Medienerziehung als sehr kompetent ein (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, 2016b). Studien zeigen, dass Eltern, die mehr Vertrauen in ihre eigene Medienerziehungskompetenz haben insgesamt auch mehr Medienerziehung ausüben und dabei sowohl mehr Regeln setzen als auch das Internet häufiger gemeinsam mit ihrem Kind nutzen (Festl & Gniewosz, 2019). Eine intensivere, vielseitige Medienerziehung wird zudem von Eltern praktiziert, die generell über mehr digitale Fähigkeiten (inklusive informationsbasierter, kreativer oder sozialer Fähigkeiten) verfügen (Livingstone et al., 2017). Mehr eigene Nutzung digitaler Medien durch die Eltern ist bisherigen Befunden zufolge vor allem mit mehr gemeinsamer Nutzung (Festl & Langmeyer, 2018; Gebel & Lauber, 2013) und auch einem aktiveren Medienerziehungsverhalten verknüpft (Gebel & Lauber, 2013).

Familiale Merkmale: Schließlich zeigen einige Forschungsergebnisse, dass auch der sozio-ökonomische Status von Familien bedeutsam ist. In Familien, in denen weniger Einkommen zur Verfügung steht und die Mütter weniger gebildet sind, konnten mehr restriktive Strategien der Medienerziehung beobachtet werden. Im Gegensatz dazu setzten Familien mit höherem sozio-ökonomischem Status differenziertere und verstärkt auch aktive Erziehungsstrategien ein (Livingstone et al., 2015). Ergänzend deuten Befunde darauf hin, dass Eltern mit höherer Bildung ihre Kinder insgesamt stärker beobachten und überwachen, und so auch besser über Inhalte der kindlichen Internetnutzung informiert sind. Eltern mit niedrigerer Bildung begleiten die kindliche Mediennutzung generell weniger, gehen in ihrer Medienerziehung restriktiver vor, zeigen aber zugleich auch ein geringeres Bewusstsein für kindliche Risiken der Internetnutzung (Gentile, Nathanson, Rasmussen, Reimer, & Walsh, 2012; Paus-Hasebrink, 2012). Trotz dieser Befunde deuten aktuellere Daten darauf hin, dass Bildungsunterschiede nur einen geringen und unsystematischen (Festl & Langmeyer, 2018) oder keinerlei Einfluss (Livingstone et al., 2017) auf die praktizierte Medienerziehung von Eltern ausüben. Bedacht werden muss dabei allerdings, dass die genannten Studien häufig vor allem höher gebildete Eltern miteinschließen und demnach durch eine gewisse Verzerrung im Bildungslevel beziehungsweise eine hohe Homogenität in der Stichprobe gekennzeichnet sind. Die in Kapitel 2.2 vorgestellte Typologisierung von Familien verweist dagegen durchaus auf bildungsbedingte Unterschiede in der eigenen elterlichen Mediennutzung sowie im Umgang mit der kindlichen Nutzung. In einer qualitativen Längsschnittstudie mit spezifischem Fokus auf sozial benachteiligte Familien konnte Paus-Hasebrink (2017) zeigen, dass diese Eltern häufig von einer Diskrepanz zwischen ihren Vorstellungen und der tatsächlichen Umsetzung ihrer Medienerziehung berichten und auch Restriktionen oftmals unsystematisch und situativ einsetzen.

Eine hohe Homogenität gilt auch für die berücksichtigten Familienformen, da sich Studien häufig auf die sogenannte Kernfamilie bestehend aus leiblichen Müttern, Vätern und Kindern beziehen (z. B. Festl & Gniewosz, 2019). Entsprechende Unterschiede wurden bislang selten untersucht: Befunde einer repräsentativen Studie in Deutschland zeigen, dass Alleinerziehende (zumeist Mütter) im Vergleich zu Paarhaushalten ihr Kind zwar ebenso häufig

bei der Internetnutzung begleiteten, aufgrund von Informationsmangel jedoch beispielsweise seltener technische Schutzmaßnahmen einsetzten (Grobbin, 2016). Ziel künftiger Forschung muss es demnach sein, möglichst diverse und vielfältige Familienkonstellationen in die Studien miteinzubeziehen, um nicht nur Unterschiede zwischen sehr hoch und sehr niedrig gebildeten Vätern und Müttern zu analysieren, sondern auch die vielfältigen Lebensformen zu berücksichtigen.

4.3 Einflüsse der digitalen Medienerziehung auf das Kind und die Familie

Der Großteil der bisherigen Forschung zur elterlichen Medienerziehung folgt der Annahme, dass die kindliche Mediennutzung mit negativen Auswirkungen und einem verstärkten kindlichen Problemverhalten verbunden ist. Demnach stand bisher oftmals die Frage im Mittelpunkt, inwiefern die unterschiedlichen elterlichen Strategien dazu in der Lage sind, die kindliche Mediennutzung beziehungsweise die negativen Folgen dieser zu regulieren (Pfetsch, 2018). Dennoch deuten aktuelle Befunde darauf hin, dass der elterliche erzieherische Umgang mit (digitalen) Medien darüber hinaus auch die familialen Beziehungen und das Familiengefüge als Ganzes beeinflusst.

Einflüsse der digitalen Medienerziehung auf das Kind

Bisherige Studien zeigen, dass die elterliche Medienerziehung eine zentrale Rolle für den kindlichen Umgang mit (digitalen) Medien einnimmt. Nach einer Metaanalyse von Collier und Kollegen (2016) geht eine restriktive Medienerziehung der Eltern mit einer insgesamt geringeren Mediennutzungszeit der Kinder einher, während aktive Erziehungsstrategien die Dauer der Nutzung nicht bedeutsam regulieren. Eine intensivere gemeinsame Mediennutzung zwischen Eltern und Kindern ist den Ergebnissen zufolge sogar mit mehr kindlicher Mediennutzungszeit verbunden. Die Forscher differenzierten dabei nicht zwischen einzelnen Formen der Mediennutzung und untersuchten sowohl Studien zur Fernsehnutzung als auch zur Nutzung von Videospiele oder dem Internet. Im Gegensatz dazu fokussierten Festl und Langmeyer (2018) ausschließlich die elterliche Medienerziehung in Bezug auf die kindliche Nutzung des Internets. Dabei konnten sie zeigen, dass nicht restriktive Strategien, sondern eine gemeinsame Nutzung zwischen Eltern und Kindern das kindliche Nutzungsverhalten regulierte. Eine mögliche Erklärung hierfür mag an den unterschiedlichen Nutzungssituationen der Medien liegen: Während Eltern mit klaren Regeln die Nutzung des Fernsehers oder von Videospiele an der Konsole (oftmals vorgefunden im gemeinsamen Wohnzimmer) zeitlich einschränken können, findet die Internetnutzung verstärkt außerhalb der elterlichen Kontrolle statt. Mobile Geräte wie Smartphones oder Tablets ermöglichen den Kindern und Jugendlichen eine autonome und private Nutzung überall und jederzeit (Vanden Abeele, 2015), was den Einfluss von Regeln zumindest abschwächen sollte. Nutzen Eltern das Internet dagegen gezielt häufiger gemeinsam mit

ihrem Kind scheint eine Kontrolle der Nutzungszeit leichter umsetzbar, zumal diese Co-Mediennutzung im Gegensatz zum oftmals passiven gemeinsamen Fernsehkonsum häufiger bewusst und verbunden mit begleitenden Gesprächen erfolgt (Nikken & Jansz, 2004). Technische Kontrollmöglichkeiten der Internetnutzung werden von Eltern dagegen nur sehr selten genutzt (Livingstone et al., 2011; Grobbin, 2016). Generell greift eine Fokussierung der allgemeinen Mediennutzungszeit von Kindern zu kurz, da diese keine Aussagen über genutzte Inhalte (z. B. risikohafte Inhalte) oder kindliche Nutzungskompetenzen zulässt.

Livingstone und Kollegen (2017) ermittelten zwei übergeordnete Faktoren elterlicher Erziehungsstrategien für Kinder im Alter zwischen 6 und 14 Jahren: (1) aktivierende Strategien inklusive eines aktiven gesprächsorientierten Umgangs mit der kindlichen Internetnutzung und Internetsicherheit sowie technischer Kontrollen und Monitoring durch die Eltern sowie (2) restriktive Strategien, welche speziell das Setzen von Regeln hinsichtlich bestimmter Internetaktivitäten der Kinder beschreiben. Kinder, deren Eltern häufiger aktivierende Strategien einsetzten, kamen den Ergebnissen der Forscher zufolge mit mehr Möglichkeiten (im Sinne vielfältiger Nutzungsoptionen digitaler Medien, z. B. für Schularbeiten oder zu Unterhaltungszwecken), aber auch mit mehr Risiken online (z. B. Konfrontation mit gewalthaltigen Inhalten, Beleidigungen) in Berührung. Ein intensiverer Gebrauch restriktiver Medienerziehungsstrategien war dagegen mit weniger Online-Risiken, aber eben auch mit weniger Online-Möglichkeiten der Kinder verbunden. Die beste Ausschöpfung von Online-Potentialen wird demnach erreicht, wenn Eltern möglichst häufig aktivierende und möglichst wenig restriktive Strategien einsetzen (Livingstone et al., 2017). Auch eine stärkere bildungsbezogene Nutzung des Internets zeigte sich für Kinder, die mit ihren Eltern mehr über hilfreiche Webseiten sprechen und das Internet häufiger gemeinsam nutzen (Lee & Chae, 2007). Eine protektive Funktion restriktiver Erziehungsstrategien scheint zudem mit Blick auf bestimmte Online-Risiken umstritten: Zwar konnte eine Reihe an Studien bestätigen, dass elterliche Regeln mit weniger kindlichen Online-Risiken, wie Cybermobbing (z. B. Chang et al., 2015; Lee, 2012), und einer geringeren problematischen Internetnutzung verbunden sind (z. B. Kammerl & Wartberg, 2018). Dennoch deuten andere Befunde darauf hin, dass eine intensive elterliche Regelsetzung und Kontrolle sogar mit mehr Cybermobbing-Risiko (z. B. Wright, 2018; Baldry, Sorrentino, & Farrington, 2019) oder einer problematischeren Handynutzung der Kinder (Hefner et al., 2019) verbunden sein kann. Hierbei muss allerdings bedacht werden, dass bisherige Studien zumeist keine Aussagen über die Kausalität der Zusammenhänge zulassen. So ist es ebenso denkbar, dass Eltern mehr Regeln setzen und das Nutzungsverhalten der Kinder kontrollieren, wenn sie erfahren, dass ihr Kind von Cybermobbing betroffen ist oder das Handy problematisch nutzt. Generell scheint vor allem ein inkonsistentes elterliches Erziehungsverhalten sowohl in der Wahrnehmung von Eltern als auch von Kindern mit einer problematischeren kindlichen Internetnutzung einherzugehen (Kammerl & Wartberg, 2018).

Neben den Inhalten der Nutzung untersuchen aktuelle Studien vereinzelt auch den Zusammenhang der elterlichen Medienerziehung und Nutzungskompetenz von Kindern. Glüer und Lohaus (2018) konnten beispielsweise zeigen, dass sowohl von Eltern als auch

von Kindern wahrgenommene restriktive Strategien in Bezug auf Online-Inhalte die kindliche Internetnutzungskompetenz in Bezug auf technische, informationelle, soziale und kritische Fähigkeiten negativ beeinflussten. Aktive Erziehungsstrategien scheinen dagegen mit mehr sozialen Online-Kompetenzen der Kinder einherzugehen (Festl, Langmeyer & Walper, 2019). Auch wenn Aussagen über Wirkungen der Erziehungsstrategien aufgrund der zumeist querschnittlichen Datengrundlage der Studien limitiert sind, unterstreichen die Befunde die Notwendigkeit, stets den Gesamtkontext und das vollständige Repertoire der elterlichen Erziehungsstrategien in den Blick zu nehmen.

Pfetsch (2018) fasst die bisherige Forschung zur elterlichen Medienerziehung in einem Wirkungsmodell zusammen, wonach restriktive Strategien vor allem die kindliche Mediennutzung regulieren, während aktive Erziehungsstrategien und eine gemeinsame Nutzung in erster Linie die Auswirkungen der Mediennutzung auf das kindliche (Problem-)Verhalten beeinflussen. Tatsächlich konnten bisherige Studien zeigen, dass vor allem aktive Mediationsstrategien der Eltern mit weniger Aggressionen, weniger Konsum von Substanzen wie Alkohol oder Drogen, sowie späterem und weniger ausgeprägtem Sexualverhalten verbunden waren (Collier et al., 2016). Der positive Einfluss restriktiver Strategien auf das kindliche Verhalten scheint dagegen eher über die jeweilige Mediennutzung zu verlaufen: Praktizieren beide Eltern eine restriktive Medienerziehung, wird das Kind weniger Gewalt in den Medien ausgesetzt und zeigt demnach auch weniger Aggressionen sowie ein geringeres Problemverhalten. Mehr Konsum von gewalthaltigen Medien und demnach auch mehr kindliches Problemverhalten ergibt sich den Ergebnissen zufolge bei elterlichen Diskrepanzen und Konflikten in der Regelsetzung (Mares et al., 2018). Ein stärkeres aggressives Verhalten der Kinder zeigte sich schließlich auch bei einer häufigeren gemeinsamen Mediennutzung zwischen Eltern und Kindern, wobei wiederum nicht zwischen den jeweiligen gemeinsam genutzten Medien differenziert wurde (Collier et al., 2016). Auch in diesem Fall ist es durchaus denkbar, dass Eltern von aggressiveren Kindern Medien verstärkt mit ihnen gemeinsam nutzen, um das Nutzungsverhalten stärker kontrollieren zu können. Zur weiteren Klärung dieser Befunde bedarf es mehr systematisch angelegter und längsschnittlicher Forschung.

Einflüsse der digitalen Medienerziehung auf die Eltern-Kind-Beziehung und die Familie

Der Großteil der bisherigen Forschung zur elterlichen Erziehung in Bezug auf digitale Medien hat sich mit deren Einflüsse auf die kindliche Nutzung und das kindliche Verhalten beschäftigt. Dennoch zeigen weitere Untersuchungen, dass der elterliche Umgang mit der kindlichen Internetnutzung auch die Eltern-Kind-Beziehung sowie die Familie als Ganzes berührt.

Demnach ist vor allem eine gemeinsame Nutzung von Online-Aktivitäten zwischen Eltern und Kindern mit einer stärkeren Familienbindung, einer höher wahrgenommenen Intimität und weniger Konflikten verbunden (Beyens & Beullens, 2017; Lanigan, 2009;

Padilla-Walker, Coyne, & Fraser, 2012; Stevenson, 2011; Williams & Merten, 2011). Ein positiveres Familienklima aus Perspektive von Eltern und Kindern konnte sowohl bei mehr gemeinsamer Nutzung des Internets mit Müttern als auch mit Vätern bestätigt werden (Festl & Gniewosz, 2019). Dabei sind jedoch auch spirale Effekte insofern denkbar, dass ein gutes Familienklima eine gemeinsame Nutzung digitaler Medien fördert, was wiederum den Familienzusammenhalt sowie die Familienidentität verstärkt. In einer weiteren Studie wurden die Zusammenhänge zwischen gemeinsamer Medienzeit und positiven Einflüssen auf die Familie näher spezifiziert (Stephenson, 2017): Demnach war mehr Eltern-Kind Medienzeit mit mehr physischem Kontakt verbunden, was wiederum die Nähe zwischen beiden positiv beeinflusste. Im Gegensatz dazu scheint der Einsatz von restriktiven Strategien mit mehr medienbezogenen Konflikten zwischen Eltern und Kindern verbunden zu sein (Beyens & Beullens, 2017).

5 Zusammenfassung und zentrale Thesen

Im Rahmen der Expertise wurde die Rolle von digitalen Medien im Alltag von Familien untersucht. Einem mediensozialisatorischen Verständnis folgend beeinflussen die Präsenz und Nutzung von digitalen Medien nicht nur die alltäglichen familialen Interaktionen, sondern auch die psychosoziale Entwicklung der Familienmitglieder sowie der Familie als Ganzes. Eine wichtige Rolle nimmt dabei insbesondere die elterliche Medienerziehung ein, die nicht nur das kindliche Nutzungsverhalten prägt, sondern sich auch auf die alltäglichen Eltern-Kind-Interaktionen auswirkt. Es sei darauf verwiesen, dass die in der Expertise aufgeführten Themen im Bereich digitaler Medien und Familie keineswegs vollständig sind. Das umfangreiche Forschungsfeld zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie in Zeiten der Digitalisierung wurde beispielsweise nur am Rande angeschnitten (siehe multilokale Familiensettings, Kapitel 3.1). Im Folgenden werden die zentralen Ergebnisse der Expertise zusammengefasst und anhand von fünf Thesen systematisiert und erläutert.

These 1: Digitale Medien erfüllen vielfältige Funktionen im Familienalltag

Gerade in Familien mit kleinen Kindern werden digitale Medien häufig zur Inszenierung von gemeinsamen Ritualen eingesetzt (z.B. gemeinsames Anschauen von Fotos über das Smartphone). Diese Rituale unterstützen Familien insbesondere bei der Strukturierung ihres Alltags und läuten beispielsweise das gemeinschaftliche Abendritual ein. Darüber hinaus erfüllen digitale familiäre Rituale, wie regelmäßige Videoanrufe bei den Großeltern oder das Senden von „Updates“ im Familienchat, auch gemeinschaftsfördernde und emotionale Funktionen. Zudem nutzen insbesondere Eltern von kleinen Kindern digitale Medien auch, um sich im Alltag kurze punktuelle Freiräume zu verschaffen. Diese „Auszeit“ erfolgt auf zwei unterschiedliche Arten: (1) Digitale Medien werden von den Kindern genutzt und dienen demnach als „digitale Babysitter“. (2) Eltern nutzen selbst digitale Me-

dien, während sie sich um ihr Kind kümmern (z.B. am Spielplatz), um beispielsweise Freunde zu kontaktieren oder sich kurz zu entspannen. Beide Vorgehensweisen werden in der öffentlichen Wahrnehmung sowie in der Forschung häufig kritisch betrachtet, mögen für die Eltern jedoch situativ eine wichtige Entlastung im Alltag oder auch Möglichkeiten zum Coping von wahrgenommenem Stress sein. Schließlich werden digitale Medien auch als Erziehungsinstrumente im Familienalltag eingesetzt, indem ihre Nutzung bei Erfüllung einer anderen Aufgabe als Belohnung gewährt oder als Bestrafung verweigert wird.

Mit zunehmendem Alter der Kinder wird insbesondere das Smartphone vermehrt zur Kommunikation zwischen Eltern und Kindern genutzt. Entsprechende Telefonate und Nachrichten dienen in erster Linie der Organisation des Familienalltags, wobei digitale Medien auch als Gesprächsthemen innerhalb der Familie an Bedeutung gewinnen. Eine Abgrenzung mit Hilfe von digitalen Medien erfolgt nicht mehr nur durch die Eltern, sondern zunehmend auch durch die Kinder und Jugendlichen selbst, die sich mit Hilfe der digitalen Medien Freiräume und Autonomie verschaffen. Dieses Autonomiebestreben steht häufig in Konflikt mit dem elterlichen Sicherheits- und Kontrollbedürfnis. Demnach nutzen viele Eltern die permanente Erreichbarkeit via digitale Medien, um sich zu versichern, dass alles in Ordnung ist.

Zusammenfassend erfüllen digitale Medien hauptsächlich vier übergeordnete Funktionen im Alltag von Familien: (1) eine organisatorisch-koordinierende Funktion durch die erleichterte Abstimmung von familialen Verpflichtungen und Aktivitäten, (2) eine emotionsstiftende/gemeinschaftsfördernde Funktion durch die Möglichkeit zum permanenten und ortsunabhängigen Austausch von familialen Informationen und Intimitäten, (3) eine abgrenzende Funktion durch das situative Schaffen von Freiräumen im Familienalltag durch Eltern und Kinder, sowie (4) eine kontrollierende Funktion durch die ständige Erreichbarkeit der einzelnen Familienmitglieder, aber auch durch den Einsatz der Medien als Erziehungsinstrument. Je nach Lebenssituation und Lebensphase der Familie kann die Relevanz der einzelnen Funktionen deutlich variieren: So scheint für multilokale Familien insbesondere die gemeinschaftsfördernde Bedeutung von Medien zentral, während in Familien mit Jugendlichen vor allem das Spannungsverhältnis zwischen Abgrenzung und Kontrolle eine Rolle spielt.

These 2: Eltern sind digitale Rollen Vorbilder

Wie in vielen anderen Lebensbereichen sind Eltern auch im Kontext von digitalen Medien bedeutsame Rollen Vorbilder für ihre Kinder. Während sich der Großteil der bisherigen Forschung mit dem Einfluss bewusster elterlicher Erziehungsstrategien auf die kindliche Nutzung digitaler Medien beschäftigt hat, deuten aktuelle Befunde darauf hin, dass die elterliche Nutzung selbst eine bislang unterschätzte Rolle spielt. Eltern stellen demnach nicht nur entsprechende Geräte und Ressourcen im Haushalt bereit, sondern leben mit ihren eigenen Gewohnheiten und Präferenzen auch konkrete Verhaltensmuster vor. Generell

zeigt sich: Je mehr Zeit Eltern selbst mit digitalen Medien verbringen, desto höher ist auch die entsprechende kindliche Nutzungszeit.

Dies mag sich zum Teil dadurch erklären, dass internetaffine und digital souveräne Eltern insgesamt positivere Einstellungen gegenüber digitalen Medien hegen und demnach auch den kindlichen Umgang mit digitalen Medien fördern. Empirische Befunde verweisen jedoch auch auf die Existenz einer Gruppe von eher niedrig gebildeten Eltern, die ebenso viel Zeit mit Medien (in der Regel vor allem mit Fernsehen) verbringen. Die Kinder in diesen Familien nutzen digitale Medien ebenfalls sehr intensiv und überwiegend zu Unterhaltungszwecken, werden von ihren Eltern dabei aber nur selten gefördert oder begleitet. Während eine intensive kindliche Nutzung demnach in digital souveränen Familien bewusst reflektiert und auch intendiert scheint, ist die intensive Nutzung in der zweiten Gruppe eher auf das unreflektierte Vorleben der Eltern sowie ihre fehlenden Regulierungsversuche zurückzuführen.

Generell scheint es vielen Eltern durchaus schwer zu fallen, ihr eigenes Nutzungsverhalten digitaler Medien kritisch zu hinterfragen oder zu regulieren. Forschungsbefunde verweisen jedoch auf eine Reihe an Gefahren und negativen Einflüssen, wenn Eltern digitale Medien in Anwesenheit ihrer Kinder intensiv und unreflektiert nutzen. So deuten Untersuchungen an, dass Eltern weniger ansprechbar und feinfühlig sind, wenn sie während der Betreuung ihres Kindes ihr Smartphone nutzen. Zudem kann die eigene Nutzung digitaler Inhalte im Familienkontext dazu führen, dass Kinder mit für sie ungeeigneten Inhalten (beispielsweise mit nicht altersgerechten Videospielen) in Kontakt kommen. Eine intensive elterliche Mediennutzung wird auch in der Wahrnehmung der Kinder selbst oftmals als anstrengend oder belastend eingeschätzt und kann im Falle einer elterlichen Preisgabe kindlicher Informationen auch ihre eigene digitale Identität negativ beeinflussen.

Zusammenfassend zeichnen sich gerade junge Eltern oftmals durch eine intensive und vielfältige Nutzung digitaler Medien aus. Eltern müssen sich darüber bewusst sein, dass ihre eigene Mediennutzung nicht nur die alltäglichen, familialen Interaktionen beeinflusst, sondern sie auch wichtige digitale Rollenvorbilder für ihre Kinder sind, die sie von klein auf beobachten und versuchen zu imitieren. Es ist bedeutsam, dass Eltern ihre eigene Nutzung stets reflektieren und an die jeweiligen kindlichen Bedürfnisse und familialen Situationen anpassen. Wollen Eltern die Nutzung ihres Kindes regulieren, ist es relevant, dass sie auch das eigene Nutzungsverhalten im Blick haben und dem Kind ein entsprechendes Verhalten vorleben. Dies gilt insbesondere für einen achtsamen und reflektierten Umgang mit persönlichen Daten online, wobei dies sowohl eigene als auch die kindlichen Informationen miteinschließt.

These 3: Digitale Medien bieten Chancen für familiäre Gemeinsamkeit und Nähe

Auch wenn Untersuchungen zeigen, dass eine intensive, unterhaltungsbezogene Nutzung digitaler Medien durch einzelne Familienmitglieder (gerade in Familien mit Jugendlichen) das familiäre Zusammensein negativ beeinträchtigen kann, bestätigen zahlreiche For-

schungsbefunde, dass umgekehrt eine gemeinsame familiale Nutzung die Familienzeit erhöht, die Familienverbundenheit stärkt und die Qualität der Familienkommunikation verbessert. Vergleichbar mit klassischem Fernsehen ist auch das gemeinsame Anschauen von Serien oder Videos am Laptop oder Smartphone häufig mit physischem Kontakt wie Kuscheln verbunden, was die Nähe zwischen Eltern und Kindern positiv beeinflusst. Darüber hinaus ist die Interaktion zwischen Eltern und Kindern im Kontext einer gemeinsamen Nutzung digitaler Medien häufig aktiver und mit mehr Austausch verbunden (z. B. beim gemeinsamen Spielen). Viele Eltern nutzen auch im Kontext eines gezielten Erziehungsverhaltens digitale Medien gemeinsam mit ihrem Kind, um beispielsweise über die Inhalte der kindlichen Nutzung informiert zu sein. Im Gegensatz zur klassischen Medienerziehung im Bereich Fernsehen sind die beiden Erziehungsstrategien einer gemeinsamen Nutzung sowie einer aktiven Mediation im Zusammenhang mit digitalen Medien häufig nicht mehr trennscharf. Demnach suchen viele Eltern bei der gemeinsamen Nutzung auch aktiv das Gespräch über Inhalte und Sicherheitsaspekte, was insbesondere auch die Familienkommunikation positiv beeinflussen sollte.

Eine gemeinsame Nutzung digitaler Medien bietet vor allem für Familien in besonderen Lebenssituationen (zusätzliche) Möglichkeiten für Gemeinsamkeit und Nähe. Dies gilt insbesondere für multilokale Familien, die über geografische Distanzen hinweg zu geringen Kosten und jederzeit mit ihren Familienmitgliedern in Kontakt treten können. Es wird erwartet, dass das gemeinsame Schauen von Filmen oder ein gemeinsames Spielen mit berufs- oder trennungsbedingt getrenntlebenden Elternteilen Nähe und Gemeinsamkeit auch über die Distanz hinweg schafft. Gerade in Trennungsfamilien bieten digitale Medien Kindern die Möglichkeit, mit dem getrenntlebenden Elternteil jederzeit und eigenständig Kontakt zu pflegen. Generell ermöglichen gemeinsame Familienchats oder Videoanrufe intensiven Kontakt und regelmäßigen Austausch mit Mitgliedern der erweiterten Familie wie beispielsweise Großeltern. Die Forschung zu digitalen Medien in multilokal Familiensettings befindet sich noch in den Anfängen und muss in den nächsten Jahren weiter intensiviert werden.

These 4: Eine aktivierende Medienerziehung fördert die kindliche Teilhabe in digitalen Lebenswelten

Die Forschung zeigt, dass digital souveräne Eltern, die mehr Zutrauen in ihre Medienerziehungskompetenz und auch mehr digitale Fähigkeiten haben, sich insgesamt stärker in der Medienerziehung engagieren und die kindliche Nutzung intensiv begleiten. Dies schließt sowohl mehr gemeinsame Nutzung und häufigere Gespräche über Medieninhalte mit dem Kind ein, umfasst aber auch eine stärkere Regulierung über Regeln und Limitationen. Mehr Restriktionen werden üblicherweise vor allem bei älteren Kindern dann eingesetzt, wenn Eltern Risiken bei der kindlichen Mediennutzung wahrnehmen oder bereits von negativen Erlebnissen erfahren haben. Hauptsächlich restriktiv gehen diejenigen Eltern vor,

die digitale Medien insgesamt als wenig förderlich einschätzen, aber dem Kind einen Zugang nicht gänzlich verwehren können.

Auch wenn Regeln und Limitationen der kindlichen Mediennutzung für viele Eltern wichtige Instrumente der Medienerziehung sind und verschiedenen Befunden zufolge nicht nur die kindliche Nutzung regulieren, sondern auch damit einhergehende Risiken und negative Erlebnisse minimieren, schränkt eine ausschließlich restriktive Medienerziehung dennoch auch das Potential digitaler Medien für die kindliche Teilhabe in digitalen Lebenswelten ein. Im Gegensatz dazu ist eine aktivierende Medienerziehung, die nicht auf Nutzungseinschränkungen, sondern auf Gespräche, technische Kontrolle und elterliches Monitoring setzt, mit mehr Möglichkeiten und vielfältigeren Nutzungsoptionen der Kinder (z.B. eine bildungsbezogene Nutzung digitaler Medien) verbunden. Die beste Ausschöpfung von Online-Potentialen wird demnach erreicht, wenn Eltern möglichst häufig aktivierende und möglichst selten restriktive Strategien einsetzen, auch wenn Kinder dann möglicherweise mit mehr Risiken im Kontext ihrer Mediennutzung in Berührung kommen.

Ein gänzlicher Ausschluss des Kontakts mit Risiken bei der kindlichen Nutzung digitaler Medien erscheint vor dem Hintergrund eines zunehmend experimentellen und abgrenzenden Verhaltens im Jugendalter weder umsetzbar noch sinnvoll. Auch aus dieser Perspektive scheint nicht ein Beharren auf Restriktionen, sondern vielmehr die Frage relevant, wie Kinder und Jugendliche zu einem kompetenten und autonomen Umgang mit Risiken bei der Nutzung digitaler Medien befähigt werden können. Erste Studien konnten bereits zeigen, dass eine aktive, gesprächsorientierte Medienerziehung mit mehr sozialer Medienkompetenz der Kinder verbunden ist, während restriktive Strategien die kindliche Nutzungskompetenz umgekehrt negativ beeinflussen. Die Förderung einer umfassenden Medienkompetenz kann insgesamt als wichtiger Baustein bei der Bekämpfung von Online-Risiken und der Teilhabe in digitalen Lebenswelten betrachtet werden.

Zusammenfassend sind Restriktionen wichtige Instrumente der Medienerziehung, die je nach Alter des Kindes oder Nutzungssituation Heranwachsenden wichtige Grenzen bei der Nutzung digitaler Medien aufzeigen können. Dennoch müssen sich Eltern darüber bewusst sein, dass ein häufiges oder ausschließliches Setzen von Limitationen auch Einschränkungen der kindlichen Nutzungsoptionen und -kompetenzen mit sich bringen kann. Wichtig ist demnach eine ausgewogene Medienerziehung, die je nach Nutzungssituation nicht nur das passive Setzen von Regeln, sondern in erster Linie auch nutzungsorientierte Gespräche und Interaktionen umfasst. Der Einsatz von technischen Schutzmaßnahmen wird bislang nur von vergleichsweise wenigen Eltern genutzt, kann ihre Ängste und ein damit verbundenes restriktives Verhalten jedoch abmildern und ergänzen. Wissen Eltern beispielsweise, dass bestimmte Webseiten blockiert sind, können sie ihren Kindern einen autonomeren und explorativen Umgang mit dem Internet gewähren. Wird eine technische Kontrolle durch die Eltern jedoch in einem übertriebenen Maß eingesetzt (beispielsweise durch eine dauerhafte örtliche und inhaltliche Überprüfung im Zuge sogenannter Trackings-Apps), kann die Eigenständigkeit und Autonomie der Kinder im Umgang mit digitalen Medien massiv eingeschränkt werden.

Eine aktivierende Medienerziehung findet bisherigen Befunden zufolge vor allem in Familien mit höherem sozio-ökonomischen Status statt. Generell müssen künftig alle Eltern dabei unterstützt werden, Kompetenzen und Zutrauen in die eigene Medienerziehung zu entwickeln, so dass sie eine ausgewogene und engagierte Medienerziehung praktizieren können. Dabei scheint unabhängig von den eingesetzten Strategien vor allem auch ein konsistentes Medienerziehungsverhalten zwischen beiden Elternteilen entscheidend, da wahrgenommene Unstimmigkeiten (gerade in der Regelsetzung) mit einer problematischeren kindlichen Nutzung und einem stärkeren Problemverhalten in Verbindung gebracht werden konnten.

These 5: Es besteht der Bedarf an ausgewogenen, lebensnahen und evidenzbasierten Empfehlungen zur digitalen Medienerziehung

Viele Eltern fühlen sich verunsichert, wie viel Bildschirmzeit für Kinder akzeptabel ist und was tatsächlich alles zur täglichen Bildschirmzeit zählt. Oftmals wünschen sie sich bei Fragen der digitalen Medienerziehung klare Vorgaben und Richtlinien, an denen sie sich im Alltag orientieren können. Ein Großteil der bisherigen Empfehlungen zur Medienerziehung konzentriert sich in erster Linie auf die Vorbeugung potentieller Risiken und Schäden und rät dabei, in Abhängigkeit des kindlichen Alters ein gewisses tägliches Zeitmaß bei Bildschirmmedien nicht zu überschreiten (Blum-Ross & Livingstone, 2016). Dieses Vorgehen vernachlässigt einerseits die vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten digitaler Medien (z. B. zum Lernen, zur Gestaltung der eigenen Identität oder zum Aufbau von sozialen Kontakten), und schließt andererseits zentrale Fragen der Mediennutzung nach dem Kontext, dem Inhalt sowie den dabei aktiven sozialen Verbindungen aus. Zudem adressieren aktuelle Empfehlungen zu Bildschirmzeiten alle Familien gleichermaßen und berücksichtigen nicht ihre jeweiligen situativen Verhältnisse oder Ressourcen. Eltern treffen demnach Entscheidungen hinsichtlich der Mediennutzung ihrer Kinder nicht nur in Abhängigkeit des kindlichen Alters, sondern beispielsweise auch vor dem Hintergrund ihrer aktuellen Stressbelastung oder generell ihrer finanziellen Situation (Blum-Ross & Livingstone, 2016). Wie bereits erwähnt bieten digitale Medien gerade für Familien in multilokalen Settings vielfältige Optionen zur alltäglichen Gestaltung von Gemeinsamkeit und Nähe. Fragen nach einer adäquaten Nutzungszeit sollten in diesen Familien demnach eher eine untergeordnete Rolle spielen.

Digitale Medien sind aus der heutigen Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen nicht mehr wegzudenken. Der Fokus auf Chancen und positive Einflüsse bei der kindlichen Nutzung digitaler Medien muss daher sowohl innerhalb der Forschung als auch innerhalb der öffentlichen und politischen Wahrnehmung stärker implementiert werden. Eltern, aber auch pädagogische Fachkräfte brauchen ausgewogene, flexible, lebensnahe und evidenzbasierte Empfehlungen, die sie dabei unterstützen, geeignete Inhalte für Kinder bereitzustellen und entsprechende Nutzungssituationen zu kreieren. Gleichzeitig muss ein umfassender Kinder- und Jugendmedienschutz dafür Sorge tragen, dass Kinder nicht mit ungeeigne-

ten Inhalten oder Personen in Berührung kommen. Beides erfordert politische Ressourcen und Maßnahmen, die umso dringender werden, da Komplexität und Anforderungen an die elterliche, aber auch institutionelle Medienerziehung in einer digitalen Gesellschaft weiter zunehmen werden.

6 Literatur

- American Academy of Pediatrics (AAP, 2016). American Academy of Pediatrics Announces New Recommendations for Children's Media Use. Verfügbar unter: <https://www.aap.org/en-us/about-the-aap/aap-press-room/Pages/American-Academy-of-Pediatrics-Announces-New-Recommendations-for-Childrens-Media-Use.aspx> [05.03.2019]
- Arnett, J. J. (1995). Adolescents' Use of Media for Self-Socialization. *Journal of Youth and Adolescence* 24(5), 519–533. doi: 10.1007/BF01537054
- Aufenanger, S. (1988). Die medienpädagogische Bedeutung von elterlichen Medienerziehungskonzepten. *Publizistik*, 33(2), 427–437.
- Baldry, A. C., Sorrentino, A., & Farrington, D. P. (2019). Cyberbullying and cybervictimization versus parental supervision, monitoring and control of adolescents' online activities. *Children and Youth Services Review*, 96, 302–307. doi: 10.1016/j.childyouth.2018.11.058
- Bandura, A. (1979). The social learning perspective: Mechanisms of aggression. In H. Toch (ed.), *Psychology of crime and criminal justice* (pp. 198–236). Prospect Heights, IL, US: Waveland Press.
- Baumrind, D. (1966). Effects of authoritative parental control on child behavior. *Child Development*, 37(4), 887–907.
- Beyens, I., & Beullens, K. (2017). Parent – child conflict about children's tablet use: The role of parental mediation. *New Media & Society*, 19(2), 2075–2093. doi: 10.1177/1461444816655099
- Blum-Ross, A. & Livingstone, S. (2016). Families and screen time: current advice and emerging research. LSE Media Policy Project (Media Policy Brief 17). The London School of Economics and Political Science, London, UK.
- Blum-Ross, A. & Livingstone, S. (2017). "Sharenting," parent blogging, and the boundaries of the digital self. *Popular Communication. The International Journal of Media and Culture*, 15(2), 110–125. doi: 10.1080/15405702.2016.1223300
- Bybee, C., Robinson, D., & Turow, J. (1982). Determinants of parental guidance of children's television viewing for a special subgroup: mass media scholars. *Journal of Broadcasting & Electronic Media*, 26(3), 697–710. doi: 10.1080/08838158209364038
- Carvalho, J., Francisco, R., & Relvas, A. P. (2015). Family functioning and information and communication technologies: How do they relate? A literature review. *Computers in Human Behavior*, 45, 99–108. doi: 10.1016/j.chb.2014.11.037
- Chang, F.-C., Chiu, C.-H., Miao, N.-F., Chen, P.-H., Lee, C.-M., Chiang, J.-T., & Pan, Y.-C. (2015). The relationship between parental mediation and Internet addiction among adolescents, and the association with cyberbullying and depression. *Comprehensive Psychiatry*, 57, 21–28. doi: 10.1016/j.comppsy.2014.11.013
- Clark, L. S. (2011). Parental mediation theory for the digital age. *Communication Theory*, 21(4), 323–343. doi: 10.1111/j.1468-2885.2011.01391.x
- Collier, K. M., Coyne, S. M., Rasmussen, E. E., Hawkins, A. J., Padilla-Walker, L. M., Erickson, S. E., & Memmott-Elison, M. K. (2016). Does parental mediation of media influence child outcomes? A meta-analysis on media time, aggression, substance use, and sexual behavior. *Developmental Psychology*, 52(5), 798–812. doi: 10.1037/dev0000108
- Connell, S. L., Lauricella, A. R., & Wartella, E. (2015). Parental co-use of media technology with their young children in the USA. *Journal of Children and Media*, 9(1), 5–21. doi: 10.1080/17482798.2015.997440
- Correa, T. (2014). Bottom-up technology transmission within families: Exploring how youths influence their parents' digital media use with dyadic data. *Journal of Communication*, 64(1), 103–124. doi: 10.1111/jcom.12067
- Deutschen Instituts für Vertrauen und Sicherheit im Internet (DIVSI, 2015). DIVSI U9-Studie Kinder in der digitalen Welt. Verfügbar unter: <https://www.divsi.de/wp-content/uploads/2015/06/U9-Studie-DIVSI-web.pdf> [31.05.2019]

- Eastin, M., Greenberg, B., & Hofschire, L. (2006). Parenting the Internet. *Journal of Communication* 56, 486–504, doi: 10.1111/j.1460-2466.2006.00297.x
- Festl, R., & Gniewosz, G. (2019). Role of mothers' and fathers' Internet parenting for family climate. *Journal of Social and Personal Relationships*, 36(6), 1764–1784. doi: 10.1177/0265407518771753
- Festl, R., & Langmeyer, A. N. (2018). Die Bedeutung der Interneterziehung von Müttern und Vätern für die Internetnutzung von Vor-, Grund- und Sekundarschulkindern. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 67(2), 154–180. doi: 10.13109/prkk.2018.67.2.154
- Festl, R., Langmeyer, A. N., & Walper, S. (2020). Sozialkompetenzen in digitalisierten Lebenswelten. Erklärungsfaktoren im Kindes- und Jugendalter. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Ganong, L. H., Coleman, M., Feistman, R., Jamison, T., & Markham, M. (2012). Communication technology and postdivorce coparenting. *Family Relations*, 61, 397–409. doi: 10.1111/j.1741-3729.2012.00706.x
- Gebel, C. & Lauber, A. (2013). Medienerziehung aus Elternsicht. Ergebnisse der repräsentativen Elternbefragung. In U. Wagner, C. Gebel & C. Lampert (Hrsg.), *Zwischen Anspruch und Alltagsbewältigung: Medienerziehung in der Familie* (Schriftenreihe Medienforschung der LfM Band 72, S. 65–140). Berlin: Vistas.
- Gentile, D. A., Nathanson, A. I., Rasmussen, E. E., Reimer, R. A., Walsh, D. A. (2012). Do You See What I See? Parent and Child Reports of Parental Monitoring of Media. *Family Relations*, 61(3), 470–487. doi: 10.1111/j.1741-3729.2012.00709.x
- Glüer, M. & Lohaus, A. (2018). Elterliche und kindliche Einschätzung von elterlichen Medienerziehungsstrategien und deren Zusammenhang mit der kindlichen Internetnutzungskompetenz. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 67(2), 181–203. doi: 10.13109/prkk.2018.67.2.181
- Grobbin, A. (2016). *Digitale Medien: Beratungs-, Handlungs- und Regulierungsbedarf aus Elternperspektive*. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Haddon, L. (2004). *Information and Communication Technologies in Everyday Life. A Concise Introduction and Research Guide*. Oxford: Berg.
- Hefner, D., Knop, K., Schmitt, S., & Vorderer, P. (2019). Rules? Role Model? Relationship? The Impact of Parents on Their Children's Problematic Mobile Phone Involvement. *Media Psychology*, 22(1), 82–108. doi: 10.1080/15213269.2018.1433544
- Hiniker, A., Sobel, K., Suh, H., Sung, Y., Lee, C., & Kientz, J. (2015). Texting while parenting: How adults use mobile phones while caring for children at the playground. CHI '15 Proceedings of the 33rd Annual ACM Conference on Human Factors in Computing Systems (pp. 727–736). New York, NY: ACM. doi: 10.1145/2702123.2702199
- Jiow, H. J., Lim, S. S., & Lin J. (2017). Level Up! Refreshing parental mediation theory for our digital media landscape. *Communication Theory*, 27(3), 309–328. doi: 10.1111/comt.12109
- Kammerl, R. & Wartberg, L. (2018). Zusammenhänge zwischen problematischer Internetnutzung im Jugendalter und Medienerziehung in der Familie. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 67(2), 134–153. doi: 10.13109/prkk.2018.67.2.134
- Kim, A. S. & Davis, K. (2017). Tweens' perspectives on their parents' media-related attitudes and rules: an exploratory study in the US. *Journal of Children and Media*, 11(3), 358–366. doi: 10.1080/17482798.2017.1308399
- Lampert, C. & Schwinge, C. (2013). Zum elterlichen Umgang mit Medien. Ein Überblick über den Stand der Forschung. In U. Wagner, C. Gebel, & C. Lampert (Hrsg.), *Zwischen Anspruch und Alltagsbewältigung: Medienerziehung in der Familie* (S. 19–52). Berlin: Vistas.
- Lanigan, J. D. (2009). A sociotechnological model for family research and intervention: How information and communication technologies affect family life. *Marriage & Family Review*, 45, 587–609. doi: 10.1080/01494920903224194
- Lau, W. W. F., Yuen, A. H. K. (2016). The relative importance of paternal and maternal parenting as predictors of adolescents' home Internet use and usage. *Computers & Education* 102, 224–233. doi: 10.1016/j.compedu.2016.09.002
- Lauricella, A. R., Wartella, E., Rideout, V. J. (2015). Young children's screen time: The complex role of parent and child factors. *Journal of Applied Developmental Psychology*, 36, 11–17. doi: 10.1016/j.appdev.2014.12.001
- Lee, S.-J. (2012). Parental restrictive mediation of children's internet use: Effective for what and for whom? *New Media & Society*, 15(4), 466–481. doi: 10.1177/1461444812452412
- Lee, S.J. & Chae, Y. G. (2007). Children's Internet use in a family context: Influence on family relationships and parental mediation. *CyberPsychology & Behavior*, 10(5), 640–644. doi: 10.1089/cpb.2007.9975

- Livingstone, S., & Helsper, E. J. (2008). Parental mediation and children's Internet use. *Journal of Broadcasting & Electronic Media*, 52(4), 581–599, doi: 10.1080/08838150802437396
- Livingstone, S., Haddon, L., Görzig, A., & Ólafsson, K. (2011). Risks and safety on the internet: The perspective of European children. Full Findings. London: LSE, EU Kids Online.
- Livingstone, S., Mascheroni, G., Dreier, M., Chaudron, S., & Lagae, K. (2015) How parents of young children manage digital devices at home: the role of income, education and parental style. Verfügbar unter: http://eprints.lse.ac.uk/63378/1/_lse.ac.uk_storage_LIBRARY_Secondary_libfile_shared_reposito-ry_Content_EU%20Kids%20Online_EU_Kids_Online_How%20parents%20manage%20digital%20devices_2016.pdf [31.05.2019]
- Livingstone, S., Ólafsson, K., Helsper, E. J., Lupiáñez-Villanueva, F., Veltri, G. A. & Folkvord, F. (2017) Maximizing opportunities and minimizing risks for children online: the role of digital skills in emerging strategies of parental mediation. *Journal of Communication*, 67(1), 182–105, doi: 10.1111/jcom.12277
- Logemann, N. & Feldhaus, M. (2002). Zwischen SMS und Download – Erste Ergebnisse zur Untersuchung der neuen Medien Mobiltelefon und Internet in der Familie. *kommunikation@gesellschaft*, 3(2), 1–14.
- Maccoby, E. E. & Martin, J. A. (1983). Socialization in the context of the family: Parentchild interaction. In P. H. Mussen (ed.), *Socialization, personality, and social development: IV Handbook of child psychology* (pp. 1–101). New York, NY: John Wiley & Sons.
- Mares, M.-L., Stephenson, L., Martins, N., & Nathanson, A. I. (2018). A house divided: Parental disparity and conflict over media rules predict children's outcomes. *Computers in Human Behavior*, 81, 177–188. doi: 10.1016/j.chb.2017.12.009
- McClure, E. R., Chentsova-Dutton, Y. E., Barr, R. F., Holochwost, S. J., & Gerrod Parrott, W. (2015). "Facetime doesn't count": Video chat as an exception to media restrictions for infants and toddlers. *International Journal of Child-Computer Interaction*, 6, 1–6. doi: 10.1016/j.ijcci.2016.02.002
- McDaniel, B. T., Coyne, S. M., & Holmes, E. K. (2012). New mothers and media use: Associations between blogging, social networking, and maternal well-being. *Maternal and Child Health Journal*, 16, 1509–1517. doi: 10.1007/s10995-011-0918-2
- McDaniel, B. T. & Radesky, J. (2018a). Technoference: Longitudinal associations between parent technology use, parenting stress, and child behavior problems. *Pediatric Research*, 84, 210–218. doi: 10.1038/s41390-018-0052-6
- McDaniel, B. T. & Radesky, J. (2018b). Technoference: Parent distraction with technology and associations with child behavior problems. *Child Development*, 89(1), 100–109. doi: 10.1111/cdev.12822
- McDaniel, B. T. (2019). Parent distraction with phones, reasons for use, and impacts on parenting and child outcomes: A review of the emerging research. *Human Behavior and Emerging Technologies*, 1(2), 72–80. doi: 10.1002/hbe2.139
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (2016a). KIM-Studie 2016: Kindheit, Internet, Medien. Basisstudie zum Medienumgang 6- bis 13-Jähriger in Deutschland. Verfügbar unter: https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/KIM/2016/KIM_2016_Web-PDF.pdf [31.05.2019]
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (2016b). FIM-Studie 2016: Familie, Internet, Medien. Untersuchung zur Kommunikation und Mediennutzung in Familien. Verfügbar unter: https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/FIM/2016/FIM_2016_PDF_fuer_Website.pdf [31.05.2019]
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (2018). JIM 2018: Jugend, Information, Medien. Basisstudie zum Medienumgang 12–19-Jähriger. Verfügbar unter: https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2018/Studie/JIM_2018_Gesamt.pdf [31.05.2019]
- Naab, T. (2019). Parents' online self-disclosure and parental social media trusteeship. How parents manage the digital identity of their children. *MedienPädagogik*, 35, 97–115. <https://doi.org/10.21240/mpaed/35/2019.10.21.X>
- Nathanson, A. I. (2001). Mediation of children's television viewing: Working toward conceptual clarity and common understanding. In W. B. Gudykunst (Ed.), *Communication year-book 25* (pp. 115–151). Mahwah, NJ: Erlbaum
- Nikken, P. & Jansz, J. (2004). Parental mediation of children's video game playing: A similar construct as television mediation. *Digital Games Research Conference 2003*. Online verfügbar unter: <http://www.digra.org/dl/db/05150.50493.pdf> [31.05.2019]
- Nikken, P., & Jansz, J. (2006). Parental mediation of children's videogame playing: A comparison of the reports by parents and children. *Learning, Media and Technology*, 31(2), 181–202. doi:10.1080/17439880600756803.

- Nikken, P. & Jansz, J. (2014). Developing scales to measure parental mediation of young children's internet use. *Learning, Media, and Technology*, 39(2), 250–266. doi: 10.1080/17439884.2013.782038
- Nikken, P. (2017). Implications of low or high media use among parents for young children's media use. *Cyberpsychology: Journal of Psychosocial Research on Cyberspace*, 11(3), article 1. doi: 10.5817/ CP2017-3-1
- Oberlinner, A., Eggert, S., Schubert, G., Jochim, V., & Brüggem, N. (2018). Medienrituale und ihre Bedeutung für Kinder und Eltern. Erster Bericht der Teilstudie „Mobile Medien und Internet im Kindesalter – Fokus Familie“. München: JFF – Institut für Medienpädagogik in Forschung und Praxis. Verfügbar unter: www.jff.de/mofam [31.05.2019]
- Oerter, R. & Dreher E. (2008). Jugendalter. In R. Oerter & L. Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (S. 225–227). Weinheim: Beltz, PVU.
- Padilla-Walker, L. M. & Coyne, S. M. (2011). “Turn that thing off!” Parent and adolescent predictors of proactive media monitoring. *Journal of Adolescence*, 34(4), 705–715. doi: 10.1016/j.adolescence.2010.09.002
- Padilla-Walker, L. M., Coyne, S. M., & Fraser, A. M. (2012). Getting a high-speed family connection: Associations between family media use and family connection. *Family Relations*, 61, 426–440. doi: 10.1111/j.1741-3729.2012.00710.x
- Paus-Hasebrink, I., Bauwens, J., Dürager A. E., & Ponte, C. (2012): Exploring types of parent-child relationship and Internet use across Europe. *Journal of Children and Media*, 7(1), 114–132. doi: 10.1080/17482798.2012.739807
- Paus-Hasebrink, I. (2017). Mediengebrauch in der Sozialisation: Lebensphase Jugend. Endbericht an den Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank
- Pfetsch, J. (2018). Jugendliche Nutzung digitaler Medien und elterliche Medienerziehung – Ein Forschungsüberblick. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 67(2), 110–133. doi.org/10.13109/prkk.2018.67.2.110
- Przybylski, A. R. & Weinstein, N. (2019). Digital screen time limits and young children's psychological well-being: evidence from a population-based study. *Child Development*, 90(1), e56–e65. doi: 10.1111/cdev.13007
- Radesky, J., Kistin, C., Zuckerman, B., Nitzberg, K., Gross, J., Kaplan-Sanof, M., ... Silverstein, M. (2014). Patterns of mobile device use by caregivers and children during meals in fast food restaurants. *Pediatrics*, 133, 843–849. doi: 10.1542/peds.2013-3703
- Rideout, V. & Robb, M. B. (2018). Social media, social life: Teens reveal their experiences. Verfügbar unter: https://www.commonsensemedia.org/sites/default/files/uploads/research/2018_cs_socialmediasociallife_fullreport-final-release_2_lowres.pdf [31.05.2019]
- Schier, M. (2013). Räumliche Entgrenzungen – Multilokales Familienleben: Spezifische Anforderungen einer mehrörtigen Alltagsgestaltung und die Rolle von Medien. In U. Wagner (Hrsg.), *Familienleben: Entgrenzt und vernetzt?!* (S. 35–51). München: kopaed.
- Schubert, G. & Eggert, S. (2018). “Daddy, your mobile is stupid, you should put it away”. Media education from the perspective of professionals. In G. Mascheroni & A. Jorge (eds.), *Digital Parenting. The Challenges for Families in the Digital Age* (pp. 147–156). Göteborg: Nordicom.
- Schulz, I. (2013). Mediatisierte Sozialisation im Jugendalter. Kommunikative Praktiken und Beziehungsnetze im Wandel. Erfurt: Thüringer Landesmedienanstalt (TLM).
- Spanhel, D. (2006). Medienerziehung. Erziehungs- und Bildungsaufgaben in der Mediengesellschaft (Handbuch Medienpädagogik, Band 3). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Steinberg, L. (2001). We know some things. Parent-Adolescent relationships in retrospect and prospect. *Journal of Research on Adolescence*, 11(1), 1–19. doi: 10.1111/1532-7795.00001
- Steiner, O. & Goldoni, M. (2011). Medienkompetenz und medienerzieherisches Handeln von Eltern. Eine empirische Untersuchung bei Eltern von 10- bis 17-jährigen Kindern in Basel-Stadt. Hochschule für Soziale Arbeit, Fachhochschule Nordwestschweiz: Basel/Olten. Verfügbar unter: http://xn-medienundsozialpdagogik-b8b.ch/images/content/Fachliteratur/Gesamtbericht_MedienkompetenzundmedienerzieherischesHandelnvonEltern.pdf [31.05.2019]
- Stephenson, L. J. (2017). *Watching and playing together: An examination of the relationship between family media time and parent-child relationships*. The University of Wisconsin – Madison: ProQuest Dissertations Publishing.
- Stevenson, O. (2011). From public policy to family practices: Researching the everyday realities of families' technology use at home. *Journal of Computer Assisted Learning*, 27, 336–346. doi: 10.1111/j.1365-2729.2011.00430.x

- Stockdale, L. A., Coyne, S. M., & Padilla-Walker, L. M. (2018). Parent and child technofence and socioemotional behavioral outcomes: A nationally representative sample of 10- to 20-year-old adolescents. *Computers in Human Behavior*, 88, 219–226. doi: 10.1016/j.chb.2018.06.034
- Süss, D., Lampert, C., & Wijnen C. W. (2018a). Mediensozialisation: Aufwachsen in mediatisierten Lebenswelten. In D. Süss, C. Lampert, C. W. & Wijnen (Hrsg.), *Medienpädagogik. Ein Studienbuch zur Einführung* (S. 135–160). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Süss, D., Lampert, C., & Wijnen C. W. (2018b). Medienerziehung: Herausforderungen und Aufgaben. In D. Süss, C. Lampert, C. W. & Wijnen (Hrsg.), *Medienpädagogik. Ein Studienbuch zur Einführung* (S. 19–45). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Tomfohrde, O. J., & Reinke, J. S. (2016). Breastfeeding mothers' use of technology while breastfeeding. *Computer in Human Behavior*, 64, 556–561. doi: 10.1016/j.chb.2016.07.057
- Twenge, J. M., Martin, G. N., & Campbell, W. K. (2018). Decreases in psychological well-being among American adolescents after 2012 and links to screen time during the rise of smartphone technology. *Emotion*, 18(6), 765–780. doi: 10.1037/emo0000403
- Uhls, Y. T., Ellison, N. B., & Subrahmanyam, K. (2017). Benefits and Costs of Social Media in Adolescence. *Pediatrics*, 140, 67–70. doi: 10.1542/peds.2016-1758E.
- Valcke, M., Bonte, S., De Wever, N., & Rots, I. (2010). Internet parenting styles and the impact on Internet use of primary school children. *Computers & Education*, 55(2), 454–464. doi: 10.1016/j.compedu.2010.02.009
- Vanden Abeele, M. M. P. (2015). Mobile youth culture: A conceptual development. *Mobile Media & Communication*, 4(1), 85–101. doi: 10.1177/2050157915601455
- Wagner, U., Gebel, C., & Lampert, C. (2013). Medienerziehung in der Familie verstehen und unterstützen. Eine Einleitung. In U. Wagner, C. Gebel & C. Lampert (Hrsg.), *Zwischen Anspruch und Alltagsbewältigung: Medienerziehung in der Familie* (Schriftenreihe Medienforschung der LfM Band 72, S. 13–18). Berlin: Vistas.
- Wagner, U., Eggert, S., & Schubert, G. (2016). MoFam – Mobile Medien in der Familie. Langfassung der Studie. Verfügbar unter: www.jff.de/studie_mofam [31.05.2019]
- Warren, R. (2001). In words and deeds: Parental involvement and mediation of children's television viewing. *Journal of Family Communication*, 1(4), 211–231. doi: 10.1207/S15327698JFC0104_01
- Williams, A. L., & Merten, M. J. (2011). iFamily: Internet and social media technology in the family context. *Family and Consumer Sciences Research Journal*, 40, 150–170. doi: 10.1111/j.1552-3934.2011.02101.x
- Wright, M. F. (2018). Cyberbullying victimization through social networking sites and adjustment difficulties: The role of parental mediation. *Journal of the Association for Information Systems*, 19(2), 113–123. doi: 10.17705/1jais.00486

Kontaktdaten:

Dr. Ruth Wendt (vormals: Dr. Ruth Festl)
 Leibniz-Institut für Wissensmedien (IWM)
 Schleichstraße 6
 72076 Tübingen
 E-Mail: r.wendt@iwm-tuebingen.de

Gefördert vom



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Deutsches Jugendinstitut e. V.

Nockherstraße 2
D-81541 München

Postfach 90 03 52
D-81503 München

Telefon +49 89 62306-0

Fax +49 89 62306-162

www.dji.de